

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 77 (1997)

Artikel: Es gibt Frieden, es gibt wieder eine einige Eidgenossenschaft! : Briefe des Glarner Alexander Spelty an seine Frau Verena, geb. Tschudi, aus dem Sonderbundskrieg 1847
Autor: Mazzolini-Trümpy, Hansruedi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es gibt Frieden, es gibt wieder eine
einige Eidgenossenschaft!
Briefe des Glarner Alexander Spelty
an seine Frau Verena, geb. Tschudi,
aus dem Sonderbundskrieg 1847

Hansruedi Mazzolini-Trümpy

Unruhige Zeiten

Dem Sonderbundskrieg 1847 gingen bewegte und verworrene Zeiten voraus: Klostersaufhebungen im Aargau 1841 – Jesuitenberufung in Luzern 1844 – dagegen einerseits Freischarenzüge der Radikalen 1844/45 – dagegen andererseits die «Schutzvereinigung» der Konservativen 1845, bestehend aus Luzern, Zug, Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden, Freiburg und Wallis, von den Gegnern tendenziös «Sonderbund» genannt.¹

Die Klostersaufhebungen und die Freischarenzüge waren verfassungswidrig, die Jesuitenberufung war politisch unklug, der Sonderbund mit eigener Heeresorganisation und eigenem Kriegsrat war weder verfassungskonform noch politisch klug.

Es war der Gegensatz zwischen liberal und konservativ, der in der Zeit von 1830 bis 1848 in der Schweiz eskalierte und seit langem für eine latente Bürgerkriegsstimmung sorgte. Zwischen 1830 und 1833 gab es die Basler-Wirren, 1839 den Zürich-Putsch oder Straussenhändler, 1839 eine Revolution im Tessin und 1846 Unruhen in Genf und im Wallis.²

Auch die europäischen Angelegenheiten gerieten seit 1830 in Bewegung und mündeten 1848 in den Aufruhr gegen die Ordnung, an die man nicht mehr recht oder gar nicht mehr glaubte. Das Bürgerkönigtum in Frankreich war am Ende, das System des Staatskanzlers Metternich in Österreich hatte ausgedient, und die Wahlsiege der Liberalen in Süddeutschland zeigten in eine andere, in die neue Richtung.³

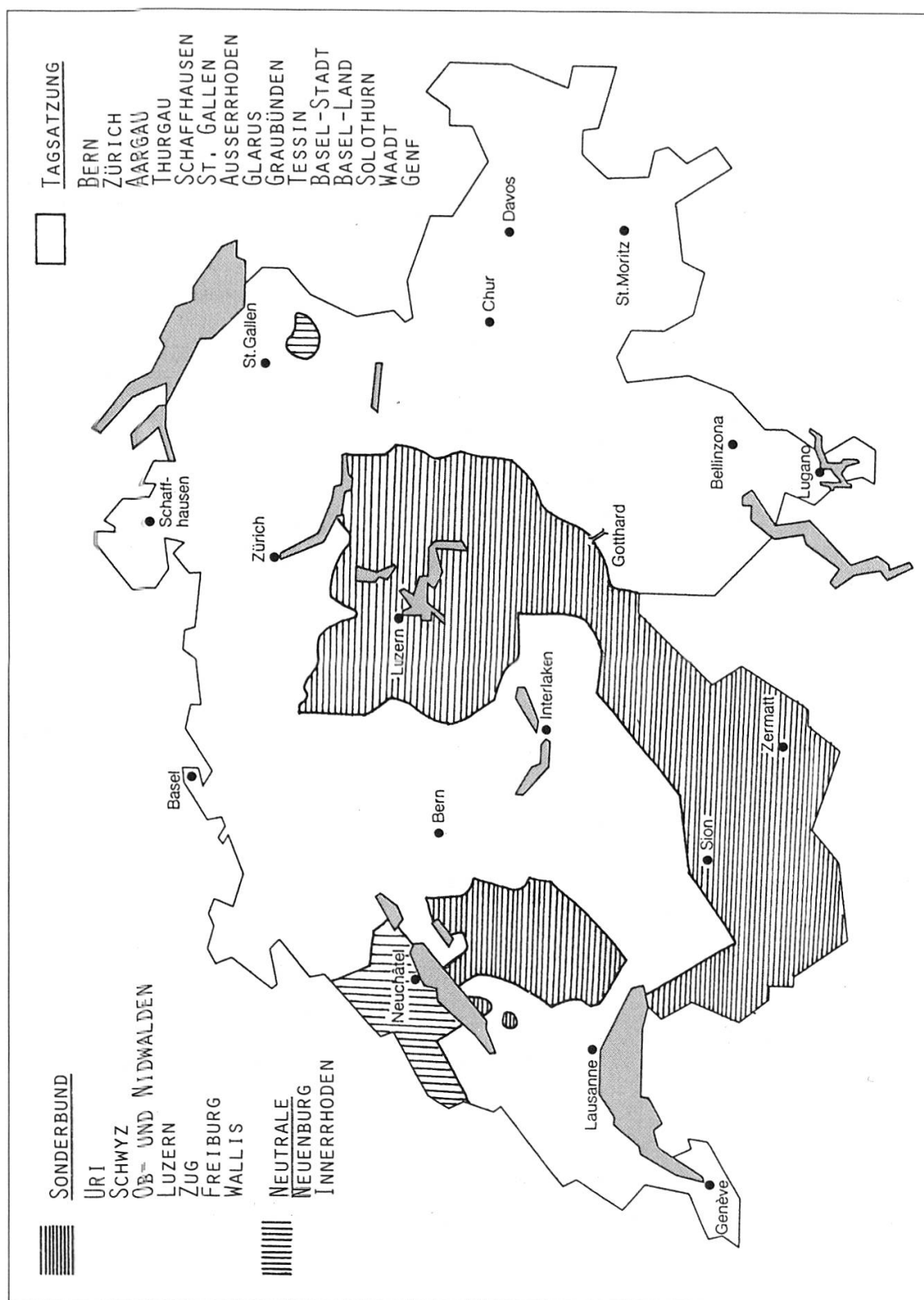
Aus globaler Sicht indessen gehörten diese unruhigen Zeiten zu einer der längsten Friedensperioden, 1814 bis 1914, die Europa gekannt hat, unterbrochen nur von lokalen Konflikten, den nationalen Einigungs- und Befreiungsbewegungen in Griechenland, Italien, Deutschland und am Ende der Periode noch auf dem Balkan.⁴

¹ Bucher E., Die Geschichte des Sonderbundskrieges. Zürich 1966, S. 13 ff.

² Ihle, P., Die Hintergrundfrage einer Legende. NZZ vom 2. Mai 1996, S. 85.

³ Mann, G., Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. Main, 1958, S. 156, 193 f.

⁴ Burckhardt, C. J., Metternichs Maximen. In: Betrachtungen und Berichte. 1964, S. 214.



Karte mit den Sonderbundskantonen und den Neutralen

Sozusagen nur eine interne Angelegenheit war der Konflikt, der 1847 in der Schweiz ausgetragen wurde. Beschäftigt man sich 150 Jahre danach damit, kann es nicht nur um dieses Ereignis allein gehen: Zu 1847 gehört 1848 mit der Gründung des Bundesstaates – aber auch 1814 und 1815 mit der Einbettung der Schweiz in die Europäische Ordnung – und vor allem 1798 mit der Errichtung der Helvetischen Republik – und nicht zuletzt 1648 mit der Entlassung aus dem Reichsverband und der Erlangung der staatlichen Souveränität.

Es liegen 13 Briefe vor, die der Glarner Alexander Spelty (1815–1864), der als Lieutenant im Landwehr-Bataillon Trümpy am Feldzug teilgenommen hatte, seiner Frau Verena Spelty-Tschudi (1817–1906) nach Schwanden, «in der Herren», geschrieben hatte.

Diese Briefe geben Anlass, sich mit der Geschichte des Sonderbundskrieges aus der Sicht eines Zeitzeugen zu befassen. Daraus ergibt sich umgekehrt die Gelegenheit, die Briefe aus der Perspektive des Sonderbundskrieges zu lesen und zu verstehen. In Briefen eines Beteiligten dürfte zu den trockenen Daten und Fakten des Geschichtsbuches dazukommen, dass Bataillone aus Menschen bestehen und mit Menschen zu tun haben. Das wiegt bei weitem auf, dass unsere Briefe nur vom Rande des Geschehens aus berichten und dass sie es «nur» aus glarnerischer Sicht tun.

Nichts gegen Daten und Fakten. Sie sind das, was an der Geschichte exakt ist. Unsere Briefe sollen dazu dienen, ein geschichtliches Ereignis, wie der Sonderbundskrieg eines ist, anders darzustellen, als es mit «blossen» Daten und Fakten zu machen ist. Neben den Briefen sind das Landesarchiv des Kantons Glarus⁵, die «Glarner Zeitung»⁶, das Archiv der Tschudi-Stiftung in Schwanden⁷ und das Familienarchiv Ziegler in der Zürcher Zentralbibliothek⁸ die wichtigsten Quellen.

Der Mangel, der «blossen» Daten und Fakten anhaftet, besteht darin, dass das, was an solchen festgehalten wird, im Vergleich zu dem, was wirklich geschehen ist, wenig ist. Man möchte davon immer noch mehr wissen. Möglich, dass in unsern Briefen das eine und andere zu finden ist.

Glarus im Sonderbundskrieg

Der Kanton Glarus stand auf der Seite der Tagsatzung und stellte dieser für das militärische Vorgehen gegen den Sonderbund ein Auszugs-Infan-

⁵ LaGl; Protokolle der Militärkommission (PMK) vom 13. Juli 1847 bis 23. Februar 1849. (Sign. VI. 99)

⁶ Landesbibliothek Glarus

⁷ Archiv der Peter Tschudi-Freulerschen Stiftung, Villa «Platane», Schwanden (TST).

⁸ Zentralbibliothek Zürich (ZBZ), Familienarchiv Ziegler (Ms. T. 144).

terie-Bataillon, bestehend aus sechs Kompanien, zwei Auszugs-Scharfschützen-Kompanien, ein Detachement Train, ein Landwehr-Infanterie-Bataillon mit sechs Kompanien, zwei Landwehr-Scharfschützen-Kompanien und eine Artillerie-Kompanie zur Verfügung. Statt des Kontingentes von 871 Mann mobilisierte Glarus 2238 Mann, davon 641 im Auszugs- und 643 Mann im Landwehrebataillon. Die Scharfschützenkompanien waren je rund 100 Mann stark, die Artilleriekompanie 55 Mann.⁹

«Das nach Kriegsausbruch ebenfalls sofort mobilisierte Glarnerische Landwehrebataillon Trümpy verblieb zuerst im Kanton, da alarmierende haltlose Gerüchte über einen Einbruch der Schwyzer am Prigel und sogar von der March her umherschwirrten. [...] Am 23. November erhielt das Landwehrebataillon Trümpy den Befehl, in der March einzurücken.»¹⁰ Und zwar zum Teil von Niederurnen und Bilten aus, zum Teil vom Gaster aus, wo das Gros des Bataillons seit dem 7. November stationiert war.

Dieser 23. November war der Hauptkampftag des Sonderbundskrieges, der am 4. November mit dem Beschluss der Tagsatzung, den Sonderbund mit Gewalt aufzulösen, formell begonnen hatte.¹¹

Vom andern wichtigen Teil der Glarner Truppen ist bei Bartel und Jenny¹² zu lesen: «Das Auszugs-Bataillon [...] hatte schon bei der Mobilisation den Befehl erhalten, den st. gallischen Seebezirk [...] zu besetzen.»

Von der Anlage des ganzen Feldzuges her betrachtet, hatte das Glarner Landwehr-Bataillon nur eine Nebenrolle zu spielen, aus der dann immerhin noch so etwas wie ein Nebenzug wurde. Der zentrale Teil des Feldzuges, an dem das Glarner Auszugs-Bataillon beteiligt war, spielte sich in der Gegend zwischen Zugersee und Reuss sowie im Entlebuch ab.

Teile des Landwehr-Bataillons, darunter die vierte Kompanie mit Lieutenant Alexander Spelty, befanden sich vom 7. bis 23. November im Gaster, also in st. gallischem Gebiet, das nicht zum Sonderbund gehörte, aber trotzdem nicht unbedenklich war; denn im angrenzenden Seebezirk, wie auch in den Bezirken Wil, Alt Toggenburg und Sargans war es wegen der gegen den Sonderbund gerichteten Truppenaufgebote zu Meutereien und Unruhen gekommen.¹³ Es steckten handfeste Gründe dahinter, wenn das Auszugsbataillon den Seebezirk besetzen musste. Und mindestens gute Gründe gab es dafür, das Landwehrebataillon ins Gaster zu schicken; es hatte nicht nur die Grenze zu Schwyz zu decken, sondern auch die Bewohner des Gaster im Zaum zu halten.

Am 23. November musste das Landwehr-Bataillon in die March einrücken. Dieser Vorstoss in Sonderbundsgebiet war Teil eines grösseren

⁹ Winteler, J., Glarus und der Sonderbund. Glarus 1948. S. 32.

¹⁰ Bartel, O., und Jenny, A., Glarner Geschichte in Daten. Bd. 1. Glarus 1926, S. 279.

¹¹ Bucher, S. 233 und 332 ff.

¹² Bartel, S. 278.

¹³ Bucher, S. 115 ff.

Unternehmens Richtung Etzel und Schindellegi, das der Divisionskommandant Dominik Gmür (1800–1867) mehr oder weniger in eigener Regie – eben als Nebenzug – von den beiden Brigadekommandanten, Oberst Johann Jakob Keller (1810–1878), dem die Glarner Landwehr unterstand, und Oberst Melchior Blumer (1813–1873), ausführen liess.¹⁴ Jedenfalls wurde die Aktion ausgeführt, obwohl der Generalstabschef der eidgenössischen Armee, Oberst Friedrich Frey-Herosé (1801–1873), kriegerische Handlungen gegen Schwyz nicht mehr für nötig hielt.¹⁵

Divisionär Gmür hatte schon am 7. November der Standeskommission (dem damaligen Regierungsrat) mitgeteilt, dass ausser dem Landwehr-Infanterie-Bataillon unter Oberstleutnant Balthasar Trümpler (1802–1876) auch die beiden Landwehr-Scharfschützen-Kompanien unter Johann Heinrich Leuzinger (1801–1878) und Hauptmann Johann Heinrich Blumer (1812–1899) für die Besetzung der March vorgesehen seien (PMK). Was er von so langer Hand geplant hatte, wollte Gmür dann auch in die Tat umsetzen.

Glarner dienten der Tagsatzung auch noch so, dass sie nichtglarnerische Einheiten kommandierten, nämlich Oberst Melchior Blumer von Schwanden die 1. Brigade der 5. Division und Oberst Balthasar König (1798–1850) von Ennetbühl die 2. Brigade der 4. Division. Stabshauptmann Bartholomäus Streiff (1814–1888) von Glarus diente bei König als Brigade-Adjutant.¹⁶

Die Briefe

Mit dem Aufenthalt im Gaster befassen sich die ersten sechs Briefe. Die andren haben mit dem Vorstoss in die March zu tun. Geschrieben wurden die Briefe in Glarus, Benken, Schänis, Weesen, Schübelbach, Reichenburg und Siebnen. Der Krieg als solcher dauerte vom 4. bis 29. November. Der erste Brief ist vom 6. November, der letzte vom 8. Dezember datiert. Noch ohne Erläuterungen, die zum Verständnis notwendig sind, sollen diese beiden im «Raben» in Glarus geschriebenen Briefe als Kostprobe mit Ton und Diktion vertraut machen.

¹⁴ Bartel, S. 280

¹⁵ Bucher, S. 374.

¹⁶ Ebenda, S. 214.

Mein lieber Theodor!

Ich danke & für alle Berücksichtigung die du
dein Freund Caspar bei criminalgerichtlichen Offizien
& Gasten zu Hause bleiben darf, also nicht gefänglich eingezogen
wird. Alle Jungen, die ein wenig (Gefühlsmäßig) Leiden
v. Nerven) haben sind gewöhnlich von ihm weggeführt, so
dass diese bedauerlichswürdige Gastgelehrte noch nicht so
sehr ausfallen wird, da sie bereits ein Bilden, das
man am wenigsten traute, gewöhnlich haben soll, das
Caspar mit einem Goldstücke abtutet. So ist mir dies
ein Gastmahl mit Goldgeld worden, das er wünscht das
Jüngste nicht das er zu Hause zu haben. — — —

Ich war also Gasten Abend bei ihm & auf mit ihm ein
Bücher, wie schon sehr häufig bei ihm, da die jungen
Leute in der obigen wirtshausartigen Offizien sehr viel in einem
aufgekauften ist. Die, erwarde dich & Marie ganz
Morgens.

Zur Stunde weiß ich noch nicht was eine Compagnie
man mich schlüsselt. Willst du, gibst Anweisung.

Adieu, lebe wohl, meine Liebe; bete zu Gott, dass
er dich beschütze, dass der Gasten nicht einseitig sein
ich fragen Willst. Grüß mir alle herzlich & küß
mir die Kinder sowie ich dich im Geist danke.

Dein treuer Alexander

Leb' in der Tod. —

Haus, das den 6. Nov. 1847. in C. Morgens.

Brief von Alexander Spelty vom 6. November 1847. (Privatbesitz)

Der erste Brief:

Mein liebes Vreneli!

Zu Deiner und Euer aller Beruhigung diene Dir, dass Freund Caspar laut criminalgerichtlichem Spruch von gestern zu Hause bleiben darf, also nicht gefänglich eingezogen wird. Alle Zeugen, bis auf einen (Hirschenwirt Luchsinger von Nidfurn) haben nur günstig von ihm gesprochen, so dass die bedauernswürdige Geschichte noch nicht so übel ausfallen wird, da sich bereits ein Richter, dem man am wenigsten traute, geäußert haben soll, dass Caspar mit einer Geldstrafe abkomme. So ist mir dies im Vertrauen mitgeteilt worden, daher wünsche [ich], dass Heinrich nichts davon vernehme -

Ich war also gestern Abend bei ihm und ass mit ihm eine Suppe, wir sassen sehr traulich beieinander, da die ganze Familie durch obigen richterlichen Spruch sichtlich ein wenig aufgeheitert ist. Sie erwarten Dich und Marie heute Nachmittag.

Zur Stunde weiss ich noch nicht, in welche Companie man mich schleudert. Vielleicht gibt es Avancement.

Adieu, lebe wohl, meine Liebe, bete zu Gott, dass er Dich tröste, denn den Husten nicht eingerechnet bin ich frohen Mutes. Grüsse mir alle herzlich und küsse mir die Kinder sowie ich Dich im Geist umarme.

Dein treuer Alexander bis in den Tod

*Glarus, Raben, 6. Nov. 47,
um 6 morgens.*

Der letzte Brief:

Meine Liebe!

Hiermit benachrichtige [ich] Dich, dass Herr Richter Dürst nicht avisiert wurde, weil man ihn auch als Verwandten ansah. Für ihn wird nun Herr Apotheker Marty sitzen, den [ich] in 1/2 Stunde sprechen kann.

Heute sah [ich] Herrn Eberhard, ehemaligem Reisenden von Kaufmann u. Co. Dieser sagte mir, dass Freund Forster als Adjudant von Divisionsoberst Ochsenbein im Feld stand und trotz allem Kugelregen und vielen Metzeleien im Entlebuch mit heiler Haut davon kam. Von seinem andern früheren Principal, Freund Kaufmann, berichtete er auch, dass derselbe in der ersten Reserve dienend ebenfalls glücklich den Feldzug bestand. Meine andern Freunde kannte er nicht und konnte mir somit über selbe keine Auskunft geben.

Was der morgige Tag bringt, hoffe [ich] Dir morgen Abend selbst berichten zu können, wenn es nur gut abläuft. In welcher Erwartung Dich herzlich grüsst und küsst

Dein Alexander

Raben, den 8. Dec. 1847 um 4 Uhr

Wir müssen in Gottes Namen unsern Hochzeitstag getrennt von einander verleben. Wir wollen es aber schon wieder nachholen, wenn unsere Wünsche und Hoffnungen sich realisieren.

Mein Schatz, Dein, Dein Schatz

Es hat sich nur der eine Teil des Briefwechsels erhalten. Günstig für das Verständnis ist, dass sich die vorhandenen Briefe fast nie direkt auf die verloren gegangenen Gegenbriefe beziehen.

1847 geschriebene Briefe waren nicht für uns bestimmt. Wir wissen 150 Jahre später vieles nicht, was wir als Beteiligte, als Briefpartner, gewusst hätten. Aber wir sind über manches im Bild, was die Beteiligten nicht wussten und nicht wissen konnten, was wir aber den Briefen als Kommentar beifügen können. Wir wissen heute besser, wie es zu dem gekommen ist, wovon die Briefe handeln, und erst wir können wissen, was daraus geworden ist.

Über die meisten Personen, die mit Namen genannt werden, Fabrikanten, Offiziere, Advokaten, Ärzte, Pfarrer, Richter, die damals im Glarnerland mehr oder weniger wichtige Rollen gespielt haben, sind die Daten und Fakten bei Bartel und Jenny nachzuschlagen. Von einer Person, von der der Name genannt wird, erfahren wir weiteres nur aus einem Brief ans Kriminalgerichtspräsidium. Die einen Personen werden in den Briefen an einer einzigen Stelle, andere an mehreren Stellen erwähnt. Von einigen werden nicht mehr als die Namen und der momentane Aufenthalt genannt:

Hil. Jenny ist in Untersiebenen stationiert. (30. Nov. aus Siebnen)

Die Vettern Melchior und Niklaus Dürst liegen nun auch hier mit ihrer Kompanie. (24. Nov. aus Schübelbach)

Der Vetter Josua Schiesser ist auch in der Kompanie Zweifel hier stationiert. Gestern und letzte Nacht bis heute Mittag war er auch als gemeiner Soldat auf der Wacht. – Heute hat er in gleicher Eigenschaft die Vettern Melchior und Heinrich Dürst getroffen. (26. Nov. aus Schübelbach)

Nach dem Protokoll der Militärkommission soll Melchior Dürst (1815–1884) am 21. November noch nicht bei seiner Kompanie eingetroffen sein. Man vermutete zwar einen Irrtum. Dennoch wurde der Gemeinderat von Diesbach *um Bericht über den befraglichen Dürst* angegangen und ersucht, diesen für den nächsten Tag vor die Commission zu bestellen, *falls derselbe sich wirklich bei Hause aufhalten sollte.* (PMK)

Hilarius Jenny (1817–1882) aus Schwanden gehörte sicher zum Bekanntenkreis und war nicht irgendwer, sondern Ratsherr und Präsident des Glarnerischen Auswanderungsvereins.¹⁷ Die Vettern Melchior (1815–1884),

¹⁷ Peter-Kubli, S., Die Welt ist Hier weit. JHVG, Heft 75. Glarus 1995, S. 23 ff.

Niklaus (1822–1872) und Heinrich Dürst (1809–1888) wie auch Josua Schiesser (1820–1850) werden als Verwandte bezeichnet; die Schwiegermutter von Alexander Spelty war Regula Tschudi-Dürst (1795–1863) und stammte wie die vier Vettern aus Diesbach.

Der eine ist aus diesem Grund, der andere aus jenem in die Briefe gelangt. Dem einen ist der Briefschreiber gewogen, dem anderen nicht. Womit auf eine bestimmte Art dafür gesorgt ist, dass Gestalten auftreten, nicht nur Namen. Weil sie Spuren hinterlassen haben, die bis in unsere Gegenwart führen, wird einigen dieser Gestalten mehr Aufmerksamkeit geschenkt als andern.

Es sind indessen nicht alle gesellschaftlichen Schichten vertreten. Wie unser Briefschreiber, der Offizier war, aus wohlhabender Familie stammte und eine Fabrikantentochter geheiratet hatte, gehörte bis auf zwei, drei Ausnahmen das auftretende Personal sogenannten besseren Kreisen an. Einblicke in andere Kreise ergeben sich nur nebenbei.

Wir haben es mit Briefen zu tun, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben wurden. Es ging gerade das Jahrhundert des deutschen Briefes zu Ende, in dem Briefe aus dem Bedürfnis geschrieben wurden, mit jener oder jenem in der Ferne ein Gespräch zu führen. Nicht Mitteilungen sollten hin und her gehen, wie es beim Kaufmannsbrief der Fall ist, sondern Bekenntnisse, nach Herder «Ausdruck der Seele», nicht «kalte Nachricht».¹⁸

Einigermassen in der Art sind unsere Briefe geschrieben worden, und dass es dem Schreiber um das Gespräch gegangen ist, hat er gleich selber in einem der Briefe beteuert. Doch schrieb er die Briefe im Krieg, und was rundum geschah, konnte ihm nicht gleichgültig sein. Es versteht sich, dass ihm sowohl «Ausdruck der Seele» als auch «kalte Nachricht» aus der Feder floss.

Dass Alexander Spelty gewohnt war, Geschäftsbriefe zu schreiben, ist nicht zu übersehen: *Zu Deiner [...] Beruhigung diene Dir, dass [...] – Du wirst [...] meinen Brief [...] richtig erhalten [...] – Mich auf mein Gestriges vollständig beziehend, mache ich Dir hiermit die militärische Lage bekannt [...] – Ich [...] bestätige Dir dagegen meine beiden Schreiben aus Reichenburg von vorgestern und gestern. – Hoffentlich wirst Du mein bestätigend Gestriges erhalten haben [...].*

Diese aus der Kaufmannssprache stammenden Formulierungen heben sich ab von den lockeren, direkten, originellen Wendungen, die im übrigen den Briefstil kennzeichnen. Möglich ist, dass sich der Schreiber mit den kaufmännischen Wendungen selber parodierte.

Sehr auffällig ist, dass das Pronomen «ich» fast durchwegs weggelassen worden ist: *Vor zwei Stunden, als [] meinem Hauptmann die Soldlisten aus-*

¹⁸ Schirmer, W. F., Versuch über den Brief. NZZ vom 18. Juni 1967.

rechnen half, erhielt [] Dein liebes Briefchen von gestern, und obwohl [] Dir nichts Neues und Interessantes zu melden habe, so benütze [] nichts destoweniger die gütige Vermittlung [...].

Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ist in der Schule noch gelehrt worden, dass man nicht schreibt: «Ich und mein Hauptmann», sondern «Mein Hauptmann und ich», und dass man einen Satz niemals mit «Ich» beginnt. Dass man das «ich» weglässt, war nicht mehr gefordert. Es war eine Konvention des 19. Jahrhunderts und hatte damit zu tun, dass ich es als ungehörig empfinde, wenn andere «ich» zu sich sagen, und dass es andere als ungehörig empfinden, wenn ich «ich» zu mir sage – wie eben in diesem Jahrhundert aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen auch anderes als ungehörig empfunden wurde. Abgesehen davon konnte mit dem weggelassenen «ich» Zeit und Tinte gespart werden.¹⁹

Um der besseren Lesbarkeit und des besseren Verständnisses willen werden die fehlenden «ich» in den wiedergegebenen Briefen und Briefstellen in Klammer beigefügt: *Vor zwei Stunden erhielt [ich] Dein liebes Briefchen von gestern, obwohl [ich] Dir nichts Neues und Interessantes zu melden habe, so benütze [ich] etc.*

Andererseits ist für 1847 das Du, die Du-Anrede, nicht selbstverständlich. Auch Eheleute haben sich nicht seit jeher geduzt. Erst im späteren 18. Jahrhundert setzte sich das bürgerliche Ehemodell mit dem Du durch, das das aristokratische Sie und das bäuerliche Ihr allmählich ersetzte.²⁰

Von solchen Zwängen und Konventionen abgesehen, sind die Briefe sehr davon geprägt, dass sie Liebesbriefe sind – nicht nur in den Schlussformeln. Es gibt davon konventionelle: *Grüss mir alle herzlich und küss mir die Kinder, so wie [ich] Dich im Geist umarme. – Ich scheide von Dir mit einem herzlichen Gruss und Kuss, [...] – erfrischende: Ich küsse und herze Dich, dass Du laut aufschreien musst. – und gewagte: Es tut mir leid, dass Du mit Marie als Beischläferin nicht am besten zufrieden bist, warte nur, Du Böse, wenn ich wieder zu Hause bin, will ich Dich schon zufrieden stellen [...]*

Anna Maria Tschudi (1824–1920) war die damals noch unverheiratete jüngere Schwester der Verena.

Soll solcher «Ausdruck der Seele», sollen solche privaten Angelegenheiten ausgebreitet werden? Wir wollen nichts anderes, als uns ein Bild machen können von der damaligen Zeit und von den damaligen Menschen, Glarnern und Schweizern. Wir möchten wissen, wie sie lebten und lebten. Die «Welt», in der sich ihr Leben abspielte, spiegelt sich im Persönlichen und Privaten, von dem in den Briefen gehandelt wird. Darin dauerte ihr Leben; der Krieg beherrschte nur für Tage die Szene.

¹⁹ Güntner, J., Esel voran. NZZ vom 12. Juli 1996, S. 37.

²⁰ Höpfinger, F., Alles Liebe, oder was? NZZ Folio, April 1996, S. 10.

Stellvertretend für alle haben die beiden zitierten Briefe gezeigt, dass ein Kommentar notwendig ist. Es dürfen die Leserin und der Leser mit den alten Briefen nicht allein gelassen werden. Sie sollen einen zusammenhängenden Text lesen können, der die zum Verständnis notwendigen Informationen vermitteln kann. Der Text soll sich von einem Briefausschnitt zum andern bewegen, damit alles folgerichtig zur Sprache gebracht werden kann und alles seinen geordneten Verlauf nimmt, nicht nur das Militärische, auch das Persönliche, Private und Geschäftliche.



«Der Adlerplatz in Glarus» mit den Hotels Adler, Wildenmann und Raben. Aquatinta von J. B. Isenring, aus «Ansicht des Fleckens Glarus und dessen merkwürdigste Umgebungen», kleine Ausgabe, um 1833. (Privatbesitz)

Als Kommentar können auch Bilder verwendet werden. Zwar sollen diese den Text nur lesbarer machen, nicht verdrängen. Denn «historisch» ist der lineare auf den Ablauf gerichtete, eindimensionale Text, nicht das stillstehende, zweidimensionale, szenenhafte Bild. Wobei es allerdings zu merkwürdigen Wechselbeziehungen kommen kann: Vom «Raben» in Glarus, wo der erste und der letzte Brief geschrieben worden sind, und von der Fabrik «in der Herren» in Schwanden, wo der Schreiber und die Empfängerin der Briefe gewohnt hatten, gibt es nur noch Bilder. Der «Raben» ist 14 Jahre später mit dem grösseren Teil des Ortes abgebrannt; selbst der Standort ist nur noch auf dem Plan vom alten Glarus auszumachen. Die «Herren»-

Fabrik ist vor 60 Jahren abgebrochen worden. («Herren» heisst der Dorfteil am Ausgang des Niederentales, wo sich heute die Kraftwerkzentrale der Sernf-Niederenbach AG befindet.)

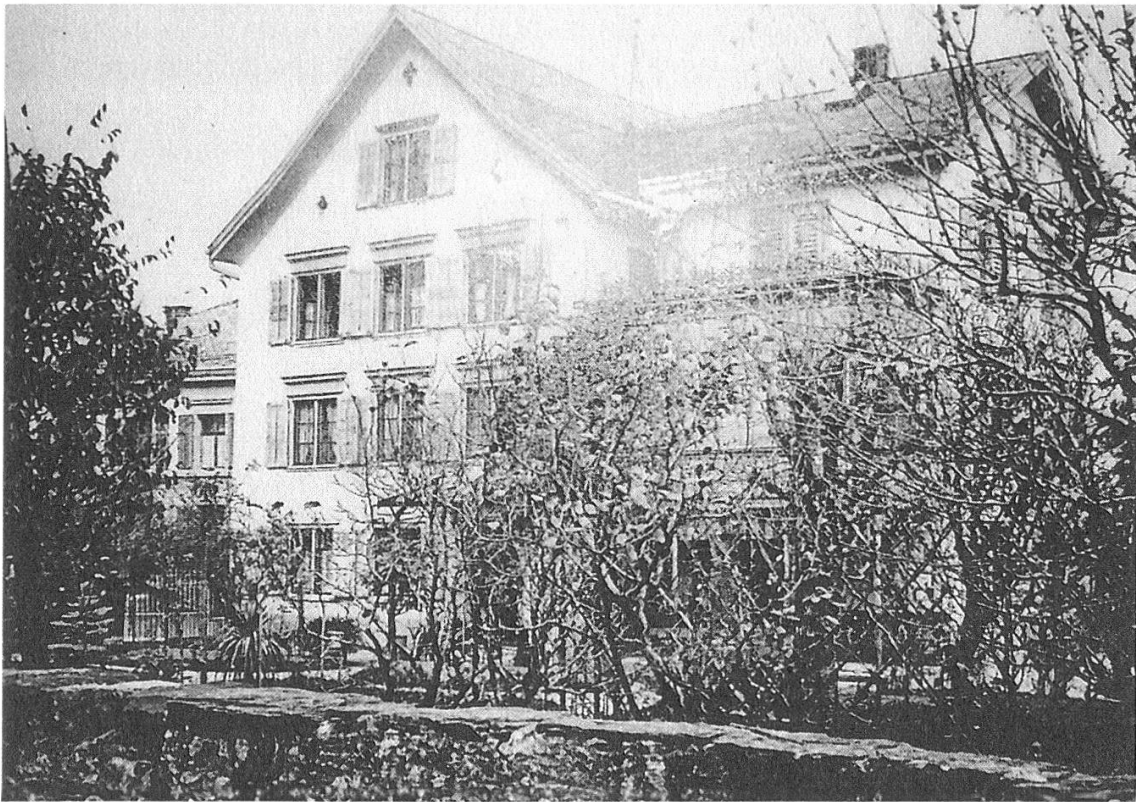
Im Bild nimmt das, was in den Briefen vom «Raben» in Glarus und von der Herren-Fabrik in Schwanden nur noch ein Name ist, Gestalt an und erhält ein Aussehen. Die Vorstellung, die der Text auslöst, wird mit dem als Bild dokumentierten Sachverhalt konfrontiert. Das Bild stellt vor, was der Text nur vorstellt: So hat ausgesehen, was nicht mehr zu sehen ist. Das Bild holt wieder, holt vergangene Wirklichkeit wieder, was der Text bloss wiederholt.

Die «Schauplätze» im Gaster und in der March gibt es noch, mehr oder weniger gut erhalten. In Weesen ist es das «Schwert», in Schänis das «Rathaus», in Benken das «Rössli», in Schübelbach wie auch in Schwanden der «Adler». Bilder könnten nur wiederholen, was es wirklich noch gibt. Nur in Reichenburg, wo das «Rössli» damals auf der andern Strassenseite stand, holte das Bild wieder, was es wirklich nicht mehr gibt.

Keine Illustration wird aber darüber hinwegtäuschen, dass Alexander Spelty einen reinen Wort-Bericht verfasst hat, das genaue Gegenteil eines Bild-Berichtes.



Die Türkischrotfärberei und Druckerei «in der Herren», Tschudi & Co., Schwanden, abgebrochen 1929. (Tschudi Stiftung, Schwanden)



Das Haus «Lunde» («Zur Stadt London») in Netstal. (Privatbesitz)

Der Briefschreiber

Alexander Spelty hatte 1836 Verena Tschudi, eine Tochter des Johann Caspar Tschudi (1790–1851) geheiratet, der 1829 «in der Herren» die Türkischrotfärberei und Zeugdruckerei gegründet hatte, eine Firma, die dann als «Tschudi & Co.» von 1855 bis 1929 bestanden hatte und in der Alexander Spelty seit etwa 1835 tätig war.²¹ Er stammte aus Netstal, wo er nach 1852 wieder lebte, nachdem er die Tätigkeit in Schwanden wegen zunehmender Erblindung hatte aufgeben müssen.

Sein Vater, Jost Spelty (1780–1865), hatte 1810 in St. Petersburg Christina Linden (1786–1844) aus dem ehemals finnischen Wyburg geheiratet. Er verwaltete in Petersburg für einen andern Netstaler, den Fabrikanten Michael Weber (1777–1839), das Hotel «Zur Stadt London», das am Admiralsplatz lag und «das Absteigquartier der Fürsten und Offiziere» war.²² Vermutlich 1824 kehrte er nach Netstal zurück und bezog ein Haus, das sein Bruder, der Strassenmeister Jakob Spälti, für ihn hatte bauen lassen und das noch heute «Lunde», mundartlich für «London», genannt wird. Es war seinerzeit ein Gasthaus, das wie das Petersburger Hotel «Zur Stadt London» hiess. Jost

²¹ Tschudi, P., Hundert Jahre Türkischrotfärberei 1829–1928. Glarus 1931, S. 18.

²² Rauber, U., Schweizer Industrie in Russland. Zürich 1985, S. 31 und 34 ff.

Spelty war nach seiner Rückkehr in die Heimat von 1827 bis 1837 Kirchenvogt – der letzte noch so genannte Kirchenpräsident. Das Kirchengut verwaltete er bis 1840.²³

Alexander Spelty wurde am 21. Januar 1815 in Petersburg geboren. Seine sechs ebenfalls in Petersburg und auch die drei in Netstal geborenen Geschwister trugen gut glarnerische Vornamen. Er aber erhielt den Namen des damaligen Zaren Alexander I. Auf die Zeit in Russland geht auch die besondere Schreibweise des Familiennamens zurück: Weil das russische Alphabet den «ä» nicht kennt, musste an seiner Stelle ein «e» geschrieben werden. Von seinen neun Geschwistern lebten 1847 nur noch zwei, nämlich der 1818 in Petersburg geborene Fridolin, der 1881 in San Francisco starb, und die 1826 in Netstal geborene Maria, die mit Josef Adam Stähli (1826–1881) verheiratet war und 1882 kinderlos in Netstal starb.

Fast alle Briefe schliessen mit einer Formel wie *Küss mir die Kinder*.

1837 kam die Tochter Christina (gest. 1913), 1838 ein erster Jost, der nach wenigen Wochen starb, 1839 der zweite Jost (gest. 1911) und 1841 Johann Caspar Emil (gest. 1916) zur Welt.

Sohn Jost führte in Netstal das väterliche Geschäft weiter, das mit Farbstoffen und Chemikalien für die Textilindustrie handelte und 1866 auch den Drogenhandel und verschiedene Versicherungen in den Geschäftsbereich einbezog.²⁴ Die gehandelten Drogen waren Apothekerkräuter oder (nach einer andern Familienchronik) Medizinalalpenkräuter.

Sohn Johann Caspar Emil kam 1860 zu «Tschudi & Co.» nach Schwanden ins Geschäft, das Grossvater Johann Caspar Tschudi gegründet hatte.²⁵

Alexander Spelty bekleidete kein politisches Amt und hatte keinen höheren militärischen Rang. Er konnte darum beispielsweise nicht wissen, wie die Entscheidungen der obern Instanzen zustande kamen. Aber er erlebte, was entschieden und was ausgeführt wurde, authentisch und er berichtete es entsprechend. Die Ereignisse hatten sich nur Stunden vor der schriftlichen Fixierung abgespielt, und der Schreiber musste kaum etwas zu seinen Gunsten zurechtbiegen.

Schwager Joachim

In den Briefen wird Joachim Tschudi (1822–1893), ein Bruder der Verena und nachmaliger Firmenchef «in der Herren» mehrmals erwähnt. Er leistete als Aide-Major im Auszugsbataillon Nr. 73 unter Oberst Fridolin Schindler (1811–1880) aus Mollis Kriegsdienst. Er hatte nach dem Besuch der Kantonsschule in Aarau an der Universität Giessen Chemie studiert, u.a. beim

²³ Thürer P. und H., Geschichte der Gemeinde Netstal. Netstal 1963, S. 390.

²⁴ Thürer, S. 410.

²⁵ Tschudi, S. 34.

berühmten Justus Liebig, dem Begründer der Agrochemie, und war seit 1845 im väterlichen Geschäft «in der Herren» tätig. Er leitete dann jahrzehntelang die Firma «Tschudi & Co.». 1857 übernahm er als Oberst das Kommando des Glarner Auszugsbataillons. Er war Gemeindepräsident von Schwanden, Appellationsrichter und für kürzere Zeit Mitglied der Standeskommission, also nach heutiger Terminologie des Regierungsrates.²⁶

Leider dürften die Briefe, die Joachim Tschudi aus dem Krieg seinen Eltern nach Hause geschrieben hatte, verloren sein. Zum Glück sind acht Briefe, die Vater Johann Caspar Tschudi dem Sohn ins Feld geschickt hatte, ins Kopierbuch der Firma aufgenommen worden (TST). Darin wird auf mindestens sechs Briefe Joachims Bezug genommen. Es ist daraus manches zu erfahren, auch solches, was die Briefe Alexander Speltys ergänzt.

Im Protokoll der Militärkommission tritt der Aide-Major zweimal in Erscheinung. Am 1. Dezember hatte er dieser aus Arth geschrieben, der Tambour-Major habe ihn ersucht, bei der Zeughausverwaltung um 12 Schlag- und 6 Seitenfelle nachzusuchen, *weil er durchaus keinen Vorrat mehr besitze*. Es stand mindestens noch der Aufmarsch des Bataillons auf dem Zaunplatz in Glarus bevor, der ohne Trommelklang nicht zu denken war. Am 9. Mai 1848 hatte Tschudi nochmals ein musikalisches Anliegen. Es sollte den Mitgliedern der Bataillonsmusik *bei aussergewöhnlichen Dienstberufungen wie an Fahrts- und Landsgemeindetagen eine etwelche Soldzulage erkannt werden*, was für die *diesjährigen Landsgemeinden* in der Höhe eines Korporal-Soldes bewilligt wurde. Als Student hatte Joachim Tschudi die Familie mit seinem Flötenspiel erfreut.²⁷

Der Aufenthalt im Gaster

Der erste Brief – am 6. November in Glarus geschrieben – beschäftigt sich noch ausführlich mit Privatem. Auf Feldzug deutet nur, dass der Schreiber zur Stunde noch nicht weiss, welcher Kompanie er zugeteilt wird, und dass er sich etwas Mut machen muss, indem er schreibt:

[...] den Husten nicht eingerechnet, bin ich frohen Mutes.

Auch ist er es gewärtig, im Laufe des Dienstes befördert zu werden:

Vielleicht gibt es Avancement.

An diesem 6. November meldet die «Glarner Zeitung»:

Das Landwehr Bataillon wurde diesen Morgen in den eidgenössischen Sold und Eid genommen.

Am 5. November hatte die Kriegskommission zur Kenntnis genommen, wohin das Landwehr-Bataillon Trümpy verlegt werden sollte, nämlich die

²⁶ Ebenda, S. 21, 26 und 50.

²⁷ Ebenda, S. 21.

1. Kompanie nach Dorf, Rufi und Maseltrangen, die 2. nach Bilten, die 3. nach Niederurnen, die 4., welcher der Briefschreiber zugeteilt wurde, nach Benken, die 5. nach Schänis und die 6. nach Weesen.

Wenn die «Glarner Zeitung» am 7. November darauf zurückkam – *Gestern fand die Beeidigung der Landwehr Bataillons statt, es erfolgte dabei nicht die mindeste Schwierigkeit.* – liess sie mit dem Nachsatz durchblicken, dass Ereignisse, wie sie im Seebezirk vorkamen, nicht ganz auszuschliessen waren.

Mit dem in Benken geschriebenen und in Kaltbrunn abgeschickten zweiten Brief vom 8. November erfolgt ein gründlicher Szenenwechsel:

Die Schwyzer haben beim Schloss Grynau den Damm des Linth-Canals durchstossen, um das grosse Ried gegen Tuggen unter Wasser setzen zu können, damit man nicht hinüber könne. Der Präsident Zweifel von Maseltrangen, als Mitglied der Linthkommission, hat ihnen aber entbieten lassen, dass, wenn sie dieses Vorhaben fortsetzen wollen, so werde er zwei Companien Scharfschützen an die Brücke stellen und alles niederschliessen lassen, was sich regen wolle.

Selbst dann, wenn es sich nur um eine mehr oder weniger ernstgemeinte Drohung gehandelt haben sollte, zeigt das Vorkommnis, dass von einem «einig Volk von Brüdern» nicht mehr die Rede sein konnte.

Der Linthkanal bestand erst seit 31 Jahren, und die Linthkommission, die es heute noch gibt, dürfte damals eine allgemein bekannte Einrichtung gewesen sein.

Präsident Zweifel, von Haus aus Holzhändler, war St. Galler Kantonsrat und wurde in jenen Tagen anstelle von Oberst Gmür, der zum eidgenössischen Divisionskommandanten ernannt worden war, Regierungskommissar im unruhigen Seebezirk. In späteren Jahren geschäftete er, indem er Holz nach Netstal lieferte, mit Kreisen, zu denen der Briefschreiber und seine Nachkommen gehörten.

Der Linthkanal trennte in diesen Tagen eben Brüder, die Feinde geworden waren: *Die Reichenburger haben auf ihrer Seite auch ein paar Schanzen aufgeworfen, was nichts bedeuten will.* (8. November)

Unsere Hauptwache liegt an der Giessenbrücke und eine Polizeiwache vor unserem Hotel Rössli. (8. November)

Die Giessenbrücke verbindet Benken mit Reichenburg. Die Wache am Linthkanal war der gegen Schwyz vorgeschobene Posten, der zu sehen und zu hören hatte, was jenseits des Wassers vorging: *Heute Vormittag haben wir Rast, ausgenommen die Wache. Letzte Nacht hörte diese zwölf Kanonschüsse hintereinander gehen. Was dies bedeutet, wissen wir nicht, sind indessen frohen Mutes, weil ausser unserem Landwehr Bataillon noch ein Thurgauer Bataillon nebst andern Truppen im Gaster liegt, so dass wir sicher sind.* (8. November)

Zur Begegnung mit verbündeten Thurgauer Truppen ist es gleich gekommen, als die Glarner im Gaster anlangten: *Wir kamen also gestern um 3^{1/2} Uhr nach Benken, wo eine halbe Stunde vorher eine Landwehr Compagnie Thurgauer eingerückt war, so dass wir nun 2 Compagnien hier liegen.* (8. November)

Knappe 50 Jahre früher waren die Thurgauer noch eidgenössische Untertanen – auch der Glarner. Der Briefschreiber stellte etwas überrascht und erstaunt fest, dass diese Vergangenheit offensichtlich gut bewältigt war:

Die Quartiersbillets wurden beiden Compagnien gleichzeitig verteilt, und zwar wo Billet von 2, 4 oder 6 Mann etc. waren, gab jede Compagnie die Hälfte dazu, so dass Glarner und Thurgauer überall schön meliert sind, was eine gute Harmonie in die Leute gebracht hat. Man sieht nie einen Glarner oder Thurgauer allein spazieren, sondern bei einem Glarner steht immer ein Thurgauer, kurz es ist eine Freude und eine Herzlichkeit unter den Leuten, die man sehen muss, wenn man es begreifen will. (8. November)

Harmonie herrschte auch unter den Offizieren:

Wir sind unser sechs Offiziere in diesem Wirtshaus, nämlich wir vier und der Thurgauer Hauptmann, Herr Bucher, aus dem Löwen in Arbon (Wirt und Tuchhändler, den vielleicht Schwager Heinrich kennt), ein charmanter Mann und guter Offizier, sowie ein Oberlieutenant Forster. Zwei andere Offiziere sind in der Sonne einquartiert, alles brave Leute. (8. November)

Mit dem Wirtshaus ist das Hotel «Rössli» in Benken gemeint, das dem Gemeindeammann Jakob Fäh (1801–1882) gehörte.

Für die ehemaligen Untertanen hatte der Sonderbundskrieg eine besondere Bedeutung. Zwar waren die Herrschaftsverhältnisse schon 1798 aufgelöst worden. Jetzt hatten sich die Nachkommen der einstigen Untertanen – besonders jene in der Waadt, im Aargau und im Thurgau – als Bundesgenossen bewähren können. Im «St. Galler Boten» vom 26. November 1847 war denn zu lesen:

Fortan wird man zwischen Urschweizern und Neuschweizern, zwischen Nachkommen der Heroen und der Zugewandten und Untertanen nicht mehr unterscheiden.

*

Natürlich hängt ein erträgliches Soldatenleben nicht nur vom guten Verhältnis untereinander ab. Fast noch wichtiger ist, was auch den zivilen Alltag mehr oder weniger angenehm und erträglich macht:

Das Zimmer, das ich mit meinem lieben Hauptmann teile, ist recht, das Bett könnte aber besser sein, ebenso das Essen. (8. November)

Immerhin bot der Speisezettel selbst für die Mannschaft eine gewisse Auswahl:

Dessen ungeachtet haben die beiden Hauptleute vorhin beim Morgenappell den Soldaten angekündigt, dass sie das Recht haben, von den Quar-

tiersträgern folgende Nahrung zu verlangen: Morgens: Milch oder Kaffee oder Suppe mit Käs und Brot oder gebratene Kartoffeln. Mittags: Suppe, Fleisch und Gemüse oder Mehlspeisen. Am Abend: Suppe oder Milch mit Käs und Brot oder Kartoffeln statt Brot. Das sind noch Kommandanten, die für ihre Leute sorgen. Er lebe hoch!

Gemeint sind der Kommandant der Glarner und der Kommandant der Thurgauer Kompanie. Hochleben sollen wohl beide, auch wenn ausdrücklich nur er genannt wird, von dem stets als *mein lieber Hauptmann* die Rede ist. Wer das war, erfahren wir aus einer Bemerkung zu einem weiteren Aspekt des Militärdienstes:

Voraus war die Companie Knobel und die Companie Wild hier cantoniert, man ist aber sehr unzufrieden mit ihnen, weil keine Disziplin und keine Ordnung unter der Mannschaft geherrscht habe. Hoffentlich wird man uns ein besseres Lob geben, denn der Hauptmann Schneely, sowie der Hauptmann Bucher wollen Ordnung haben. (8. November)

Beim *lieben Hauptmann* handelte es sich um Caspar Schneeli (1814–1871), von Mühlethal (Obstalden) und Mühlehorn. Er war von Beruf Handelsmann, wohnte am See in Walenstadt und hatte wohl mit dem Güterverkehr auf dem Walensee zu tun, war doch ein Onkel, Georg Schneeli (1788–1853), seit 1839 Sustmeister in Weesen. Caspars Grossvater Meinrad (1733–1822), Waldbesitzer und Holzhändler, war der Ururgrossvater von Dr. Richard Gustav Schneeli (1872–1944), dem die Existenz des Glarner Kunsthause zu verdanken ist.²⁸

Wie sehr Alexander Spelty seinen Hauptmann geschätzt haben muss, zeigt folgendes:

Du wirst gestern Morgen meinen Brief durch die Morgenpost richtig erhalten, sowie auch wahrscheinlich nachträglich vernommen haben, dass Gottlob unsere Companie mit unserem lieben Hauptmann wieder hergestellt wurde. Dafür brachte auf meine Veranlassung die erstere dem letzteren ein dreifaches donnerndes Lebehoch! (8. November)

Die Landwehr war im Oktober für ein paar Tage zu einem Übungslager einberufen und dann wieder nach Hause entlassen worden. Weil Hauptmann Schneeli in Walenstadt wohnte und weil das Aktuariat der Militärkommission erst am 3. November angewiesen wurde, ihn zum Einrücken aufzufordern, wird er im besten Fall knapp vor Abmarsch bei seiner Kompanie eingetroffen sein. (PMK)

*

Das Landwehr-Bataillon von Major Balthasar Trümpy gehörte zusammen mit zwei Thurgauer Bataillonen, einem Appenzeller-Ausserrhödlener Bataillon und drei Scharfschützen-Kompanien zur Landwehr-Brigade von

²⁸ Brunner, F., 100 Jahre Kunstverein Glarus 1870–1970. Glarus 1970, S. 5 und 13.

Oberstlieutenant Jakob Keller. Zwei der Scharfschützen-Kompanien stellte Glarus: Eine kommandierte Johann Heinrich Leuzinger aus Netstal, die andere Johann Heinrich Blumer aus Glarus.²⁹

Die 5. Division von Oberst Gmür lag in den Tagen vor dem 23. November im Abschnitt zwischen Zürichsee und Reuss und hatte ihr Hauptquartier in Affoltern am Albis. Die Brigaden Keller und Blumer bildeten die Divisionsreserve, die als äusserster linker Flügel der eidgenössischen Armee fungierte. Gmür verfügte über eine numerisch sehr starke Division, so dass er einige Bataillone von der übrigen Division getrennt hinter den Linthkanal detachieren konnte.³⁰



General Henri Dufour, 1787–1875, mit seinen Divisionären (v.l.n.r. Eduard Ziegler, Joh. Burchardt, Louis Rilliet, David Zimmerli, Giacomo Luvini, Peter Ludwig Donats, Ulrich Ochsenbein, Dominik Gmür). Stich von S. Bauder. (Zentralbibliothek Zürich)

Die für den Angriff auf Luzern bestimmten Divisionen, nämlich die 2., 3., 4. und 5. sowie die Berner Reservedivision, waren zwischen Langnau im Emmental und Richterswil am Zürichsee in einem grossen Bogen vor den Kantonen Luzern, Schwyz und Zug aufgestellt. General Henri Dufour (1787–1875) wollte diese Divisionen nicht konzentriert in einem einzigen

²⁹ Bartel und Jenny, S. 277.

³⁰ Bonjour, E., Das Schicksal des Sonderbundes. Aarau 1947, S. 85.

Hauptstoss, sondern konzentrisch in mehreren Stössen gegen Luzern marschieren lassen. Mit solchem Manövrieren wollte Dufour eine grosse Schlacht mit unabsehbaren Folgen vermeiden; kleine Gefechte und Scharmützel mit absehbaren Folgen sollten die Entscheidung herbeiführen. Es sollte der Gegner gezwungen werden, seine Kräfte zu verzetteln und auf Rückzug statt auf Widerstand zu setzen.

Die 1. Division blieb in der Waadt und hatte das Wallis in Schach zu halten, der 6. war der Schutz des Tessins gegen Uri anvertraut.

Mit der 1., 2. und 3. Division hatte Dufour, indem er sie ebenfalls konzentrisch vorrücken liess, Freiburg zur Kapitulation gezwungen (14. November). Für den Angriff auf Luzern verlegte er danach die 2. Division in die Gegend von Langenthal und die 3. in die Umgebung von Zofingen/Kulm. Die 2. Division rückte am 22./23. November über Willisau vor, die 3. über Sursee und Beromünster. Bei der Bezwingung Luzerns mussten die 4. und 5. Division die Hauptrolle übernehmen; sie hatten zwischen Reuss und Zugersee gegen die beiden Schlüsselstellen, die Brücke bei Gisikon und die Engris bei Meierskappel, vorzugehen.

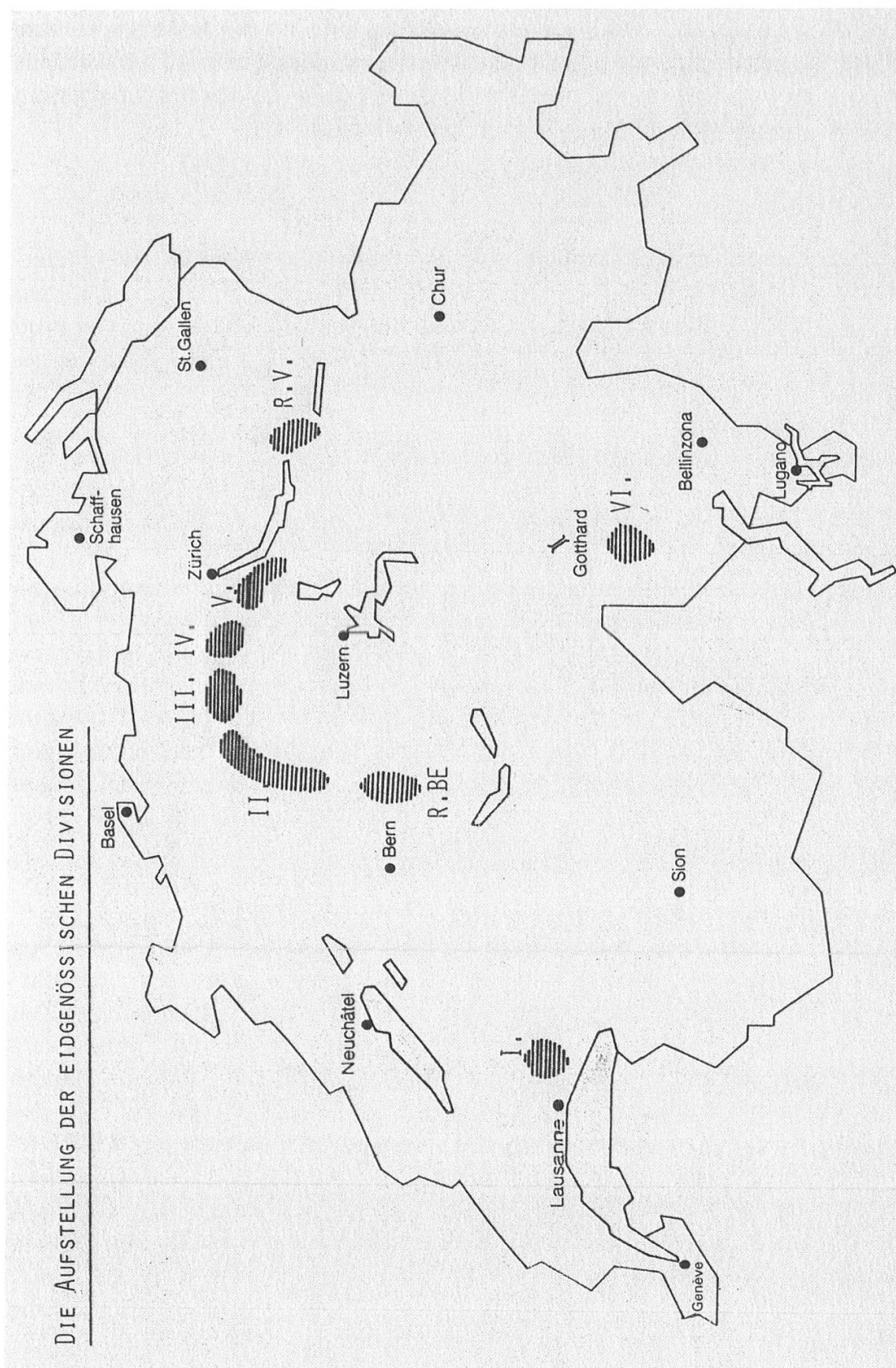
Der 3. Division war die Glarner Scharfschützenkompanie Nr. 12 unter Hauptmann Kaspar Vogel aus Glarus (1819–1884), der 4. die Glarner Scharfschützenkompanie Nr. 41 unter Hauptmann Johann Ulrich Blumer (1807–1890) aus Nidfurn zugeteilt.

Vermutlich wusste man im Gaster von Dufours Plänen und Massnahmen nicht viel. Unserem Briefschreiber fehlten jedenfalls die nötigen Informationen, um Truppenbewegungen, wie er sie im Brief vom 22. November rapportierte, richtig einordnen zu können:

Es rücken Thurgauer Truppen ein, die ich als Tagesoffizier militärisch erfassen muss, daher muss [ich] schliessen. [...] Dieses Bataillon Thurgauer geht nach dem Tessin, ebenso das gestrige Bataillon St. Galler macht den gleichen Marsch.

General Dufour hatte am 19. November während einer Besprechung des Angriffs auf Luzern mit den Divisionären Eduard Ziegler (1800–1882) von der 4. Division und Dominik Gmür von der 5. letzterem befohlen, zwei Bataillone seiner Division Oberst Franz Josef Müller, einem Zuger im Dienst der Tagsatzung, zu unterstellen und nach Chur marschieren zu lassen, um für einen möglichen Einsatz im Tessin zur Verfügung zu stehen. Er entsprach damit einem Gesuch von Oberst Giacomo Luvini (1795–1862), Kommandant der 6. Division. Der Sonderbund hatte am 17. November einen Vorstoss ins Livinental unternommen. Aber Uri musste zusammen mit den Bündnispartnern kapitulieren, bevor Oberst Müller mit der Verstärkung im Tessin anlangte.³¹

³¹ Bucher, S. 305.



Die Aufstellung der Eidgenössischen Divisionen im November 1847.

Oberst Giacomo Luvini war damals *der* Staatsmann des Tessins und hatte in der Tagsatzung als Katholik und als Vertreter eines katholischen Kantons gegen den Sonderbund gesprochen. Erster Tessiner Bundesrat ist aber ein anderer geworden, Stefano Franscini (1796–1857).³²

*

Zum Gesundheitszustand des Landwehr-Bataillons berichtete Oberstleutnant Trümpy am 13. November der Militärkommission, es habe seit dem 8. November 22 Kranke gegeben (bei einem Bestand des Bataillons von rund 650 Mann): 4 Mann seien noch in ärztlicher Behandlung, 13 seien wieder gesund, 2 seien als untauglich und 3 *wegen härterer Krankheit* nach Hause entlassen worden.

Im gleichen Bericht ist noch zu lesen: *Die Exerzition der Truppen geschehe täglich, des Morgens finde öfters Inspektion der Gewehre und der Munition statt, und nebenbei werde die Mannschaft im Feldwachtdienst geübt.*

Am gleichen 13. November teilte Kommandant Trümpy der Kommission mit, er habe vom Brigade-Kommandanten Keller die Weisung erhalten, seine Kompanien zu verschieben: die 1. Kompanie von Johann Jakob Zweifel (1812–1883) von Maseltrangen nach Niederurnen, die 2. von Abraham Imboden von Bilten nach Weesen, die 3. von Johann Jakob Paravicini (1811–1908) von Niederurnen nach Maseltrangen, die 4. von Schneeli von Benken nach Schänis, die 5. von Johann Ulrich Freitag (1809–1877) von Schänis nach Benken und die 6. von Johann Rudolf Zweifel (1810–1864) von Weesen nach Bilten.

*

Das war nach einer Woche Aufenthalt im Gaster. Am neuen Ort blieben die Kompanien die nächsten acht Tage. Man exerzierte, übte den Feldwachtdienst und inspizierte die Gewehre. Vor allem aber musste man sich die Zeit vertreiben und warten – nämlich auf den Befehl, in die March einzurücken. Auf jeden Fall hatte man zwischenhinein genügend Zeit, sich mit diesem und jenem zu beschäftigen:

Während ich Dir, meine Liebe, das schreibe, spielt die von der Schützenkompanie Leuzinger in Bilten stationierte Blechmusik an einem andern Tische unserer Wirtsstube schöne Tänze, dass es mir die Füße schier lüpft, folglich muss es nicht gefährlich sein, wenn man noch ans Tanzen denken kann. (16. November)

Es ist nicht das einzige Mal, dass Alexander seiner Frau auf anschauliche Weise die Ungefährlichkeit seiner Lage darzustellen versucht. Einmal hat er

³² Friedrich, R., Ein neues Franscini-Bild entsteht. NZZ vom 9. April 1996, S. 15.

es mit der überlegenen Präsenz der eigenen Seite getan, ein anderes Mal – am 19. November in Schänis – mit einer tüchtigen Untertreibung:

[...] denn das ganze ist eine militärische Promenade.

Oder er versuchte mit beschwörendem Ton zu beruhigen und zu beschwichtigen – in einfacher Form am 8. November so:

Dein ewig treuer Alexander, um den Du keine Sorge haben musst.

Oder etwas umständlicher am 16. so:

Der Dienst strengt mich durchaus nicht an, obschon [ich] meine Pflicht ebenso gut oder besser als andere erfülle. Sei deshalb unbesorgt um Dein Männchen, der weiss sich nötigenfalls schon zu pflegen.

Wie er ebenfalls am 16. November schrieb, stände sogar für einen Urlaub genügend Zeit zur Verfügung:

Ich würde wohl, wenn ich darauf anfragen würde, auch für eine Nacht Urlaub erhalten, aber ich mag nicht aus verschiedenen Gründen. Erstens würde es kaum der Mühe lohnen, um für etwa zwei Stunden zu Hause sein zu dürfen, obwohl [ich] Dich gerne wiedersehen, sprechen und küssen möchte. Zweitens gebietet man es den Soldaten scharf, nicht nach Hause zu gehen, und deshalb schickt es sich mir nicht fortzugehen, da [ich] darüber streng wache und [ich] deshalb oft mit den Soldaten sprechen muss. Zürne mir deswegen nicht, und sei dessen ungeachtet versichert, dass [ich] nichts destoweniger Dich liebe und noch mehr liebe, als die, wo nach Hause laufen.

Ferner kommt am 16. November der Waffenstillstand mit Freiburg zur Sprache, und man erfährt dabei, was ausser der «Glarner Zeitung» auch noch gelesen wurde:

Von der Besetzung Freiburgs und andern militärischen Nachrichten erhaltenet Ihr heute durch die Neue Zürcher Zeitung genügend Auskunft.

*

Es kam in diesen Tagen noch zu einer Episode, die unser Briefschreiber als Benkner Affäre bezeichnet hatte. Er schrieb wieder im Brief vom 16. November:

Betreff der Benkner Affaire hat unsere Companie in bestimmten Ausdrücken von Avokat Staub Widerruf des lügenhaften Artikels in der Glarner Zeitung verlangt.

Advokat Josua Staub (1822–1877) war in der Glarner Politszene keine unbekannte Grösse. Winteler schreibt von einem feurigen Kopf und berichtet im Zusammenhang mit dessen journalistischer Tätigkeit von *unglücklichen Machenschaften*.³³

Was diese Benkner Affäre gewesen ist, erfährt man aus der «Glarner Zeitung», die Staub redigiert hat, und zwar aus dem Bulletin Nr. 6 vom Don-

³³ Winteler, S. 523.

nerstag, 11. November, das eben unsere Compagnie aus dem Busch geklopft hatte:

Glarus: Eine während der letzten Nacht eingetroffene Estaffette meldete unruhige Auftritte in Benken. Die schwyzerischen Landstürmer gegenüber Benken hätten versucht, die Giessenbrücke abzunehmen und an den jenseitigen Borde Schanzen aufzuwerfen. Der dortige Wachtposten, bestehend aus einer Abteilung Thurgauer, feuerte jedoch auf die Landstürmer los. Sie eilten davon und alsbald heulte die Sturmglocke von Reichenburg. Die Landstürmer kamen nun in grosser Anzahl gegen die Brücke, eine Compagnie Thurgauer gab Feuer und verscheuchte die Schwyzer.

Es liegt auf der Hand, was den Glarnern in Benken an diesem Bericht nicht gefallen konnte – und im Bulletin Nr. 13 vom Donnerstag, 18. November, wurde, wie es die Compagnie verlangt hatte, dieser entsprechend präzisiert – ohne dass damit der Verdacht, Staub habe jemandem an den Karren fahren wollen, ganz ausgeräumt worden wäre:

Nach einer uns zugekommenen Reklamation im Bulletin Nr. 6 soll der dort enthaltene Bericht über die Demolierung einer Schanze jenseits der Giessenbrücke insofern nicht vollständig sein, als auch die Compagnie Schneeli von Glarus dabei thätigen Anteil genommen habe.

Das dürfte der eine und wichtigere Teil der Affäre gewesen sein. Ein anderer könnte in einer Bemerkung über die Benkner Bevölkerung und in der damit zusammenhängenden Verstärkung der militärischen Präsenz bestehen – was die dort stationierten Truppen durchaus übel aufnehmen konnten. Im Bulletin Nr. 6 heisst es noch:

[...] Auf diese Kunde wie auch auf die Gerüchte, dass die Bevölkerung von Benken etwas schwierig sei, beschloss die Kriegskommission von Glarus, ungesäumt die Landwehrscharfschützenkompanie Leuzinger nach Benken abzusenden und die hiesige Batterie Artillerie ins Unterland zu verlegen ...

Übrigens war die Sache mit dem Durchstossen des Linthdammes, die im zweiten Brief nach Hause berichtet worden war, schon am Tag davor, am 7. November, in der «Glarner Zeitung» zu lesen gewesen:

Gestern Abend angekommene Berichte melden, dass die Schwyzer an der Grinaubrücke eine Schanze aufgeworfen, die Strecke des Linthdammes demolieren und so einen Austritt des Wassers vorbereiten wollen.

Am 22. November teilte Hauptmann Leuzinger der Militärkommission mit, dass er mit seinen Scharfschützen seit dem 17. November bei der Giessenbrücke, dem wichtigsten Vorposten der Brigade Keller, stationiert sei – zusammen mit einer Thurgauer Jäger-Compagnie. Er konnte sogar von einem Vorposten jenseits des Linthkanals – *ungefähr die Hälfte Weges nach Reichenburg* – und von anrückenden Schwyzer Truppen berichten, die *mehr Freude an vielem Trommelgerassel* zeigten, aber keine Lust, sich mit den *Eidgenossen zu messen*. Die territorialen Verhältnisse am Linthkanal stellt ein Bericht von Oberst-Milizinspektor Gabriel Elmer (1810–1854) vom

12. November an die Militär-Kommission klar: Der Vorposten bei der Giesenbrücke gegen Reichenburg befindet sich auf dem linken Linthufer, jedoch auf St. Galler Boden. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass der Linthkanal zwischen Giessen- und Grynaubücke nur militärisch Grenze zwischen Tagsatzung und Sonderbund war; politisch gehört der grössere Teil der Linthebene links des Kanals zu St. Gallen.

*

Offenbar hatten in jenen Tagen Gerüchte weitherum für Aufregung gesorgt, so dass Alexander am 18. November folgendes nach Hause schreiben musste:

Um Gottes Willen habt doch keine solche unsinnige Furcht mehr wie vorletzter Nacht, wo so viel Militär auf den Beinen ist. Ihr macht Euch vor aller Welt lächerlich.

Und um zu zeigen, dass man sich in Schwanden vor einem Angriff des Sonderbundes nicht zu fürchten brauchte, fährt er fort:

Unsere Compagnie war in 30 Minuten complet schon zwischen Unterbilten und Ussbühl, so dass dort Oberst Elmer bei unserem schnellen Erscheinen kaum seinen eigenen Augen trauen durfte.

Oberst Gabriel Elmer aus der Abläsch in Glarus war, nachdem Oberst Melchior Blumer aus Schwanden am 24. Oktober das Kommando der 1. Brigade der 5. Division übernommen hatte, Befehlshaber aller im Kanton gebliebenen Glarner Truppen geworden.

Die zitierten Stellen stehen am Schluss des Briefes. Schon am Anfang hat der Schreiber auf die *unsinnige Furcht* angespielt:

Ich schrieb Dir vorgestern durch die Gelegenheit Herr Conrad Blumer, der Dich scheint am Abend noch beim Adler getroffen hat. Du wolltest ihm ein Körbchen für mich aufgeben. Da er aber als guter Soldat auf Euren unsinnigen Lärm hin sogleich zur Compagnie zurückkehrte, so warst [Du] begreiflicherweise daran verhindert.

Vorgestern – das war der 16. November. Dazu schrieb Landesstatthalter Joseph Weber aus Netstal (1805–1890) in seinen «Lebenserinnerungen»: *Am 16. [November] abends 8 Uhr [kam] abermals [d.h. wie schon am 7. und 11. November] eine positiv verbreitete Nachricht, es hätten über 1000 Schwyzer unsere Grenzen bei Bilten überschritten. Sofort ertönte die Sturmglocke; Truppen wurden nach dem Unterland und gegen das Klöntal gesandt und der Landsturm durch Trommeln zusammenberufen, und von Glarus wurde Civilgerichtspräsident Caspar Kubli mit einem Trupp Landstürmer nach dem Klöntal beordert. Schliesslich beruhte alles auf einem falschen Gerücht.*³⁴

³⁴ zit. nach: Thüerer, H. und P., S. 114.

Herr Conrad Blumer, im «Rothaus» in Schwanden (1817–1882), kommt in den Briefen mehrmals vor. Er war Teilhaber der Firma «P. Blumer & Jenny» in Schwanden. Er hatte 1840 eine Henriette Tschudi geheiratet und war kurz nach der Hochzeit auf eine Erkundungsreise nach Indien und Hinterindien aufgebrochen, von der er mit dem Ergebnis zurückkam, dass sich die von den Bewohnern Jawas als Hüftröcke getragenen Sarongs zur Nachahmung eigneten, was dann mit grossem Erfolg ausgeführt wurde.³⁵ Von 1872 bis 1878 war er Schweizerkonsul in Ancona, wo sich der italienische Hauptsitz der Firma befand.

Erstmals tritt er im Brief vom 8. November aus Benken auf:

Herr Conrad Blumer ist auch im Rössli im Quartier. Wir haben ihn als Fourierschütz angestellt und soeben schreibt er unter meiner Leitung tüchtig an meiner Seite. Dafür muss er weniger exercieren und weniger Wachtdienst tun.

Ein Fourierschütz ist nach Grimms Wörterbuch *ein einem furier zur beihilfe beigegebener gemeiner soldat*, in Österreich ist es ein Offiziersbursche. Exerzieren und Wacheschieben scheinen schon damals nicht Lieblingsbeschäftigungen gewesen zu sein.

Herr Blumer war, wie aus dem Brief vom 16. November hervorgeht, an eben diesem Tag nach Schwanden gefahren und, wie wir wissen, am 17. überstürzt zur Kompanie zurückgekehrt:

[...] obwohl [ich] Dir nichts Neues und Interessantes zu melden habe, so benütze [ich] nichts destoweniger die gütige Vermittlung von Herrn Conrad Blumer, um Dir in Kürze zu sagen, dass [ich] mich recht wohl befinde und munter bin.

Und weiter unten im Brief wird das noch ergänzt:

Falls Du, mein Schätzchen, mir etwas aufzugeben hast, so wird es Herr Blumer übernehmen, da er doch wieder mit einem Fuhrwerk zurückkehrt. In diesem Fall ersuche [ich] Dich, es persönlich Herrn Blumer aufzugeben, der Dir dannzumal mündlich über mich Bericht erstatten kann. Du versprachst mir, Hemden und Strümpfe senden zu wollen.

Es muss Herr Blumer gewesen sein, der in Schänis vom unsinnigen Lärm in Schwanden berichtet hatte.

Am 22. November heisst es aus Weesen: *Der Hauptmann, Herr Conrad Blumer und ich logieren im Schwert.*

Warum leistete Herr Blumer nicht Dienst wie die andern Angehörigen der Kompanie, weder als Soldat, noch als Offizier, logierte aber wie ein Offizier in Benken im «Rössli» und in Weesen im «Schwert»? Er wird in den Briefen stets mit «Herr» betitelt, einmal mit dem militärischen Zusatz «Major». Hätte aber ein Major exercieren und Wachtdienst leisten müssen? Eine Antwort darauf gibt nicht einmal das sehr ergiebige Protokoll der Militärkommission.

³⁵ Kindlimann, H., 150 Jahre Textildruckerei Blumer in Schwanden. Zürich 1978, S. 11.

Noch ein anderer Schwander wird in den Briefen wiederholt erwähnt erstmals im Benkner-Brief vom 8. November:

Wachtmeister Jakob Hefti ist mit einem Thurgauer Wachtmeister beim Caplan einlogiert und ist zufrieden.

Und im Brief vom 18. November aus Schänis:

Sage an Nachbar Sagers, dass Wachtmeister Jakob Hefti sich wohl befindet wie überhaupt alle Schwander. Wir haben bloss einen Hätzinger unter ärztlicher Behandlung.

Auf einem Bild der verschwundenen Herren-Fabrik sind Stapel von Baumstämmen zu erkennen, wie sie zu einer Sägerei gehören. Fabrikant Tschudi und Sager Jakob Hefti (1816–1848) haben beide für ihr Gewerbe den Niederenbach benutzt, vielleicht nicht immer in Harmonie. Aber nach einem Brandfall haben sie einen gemeinsamen Nachtwächter angestellt.³⁶

Neben Privatem und Militärischem kommt in den Briefen zweimal Geschäftliches zur Sprache. Am 16. November schreibt Alexander aus Schänis:

Wenn es möglich ist, werde ich den müden Avignonesern heute noch schreiben, dass [ich] zu gleicher Zeit nicht kriegem und handeln kann. Sie wünschten vom Reglement über 2 Fass Krapp und 1 Fass Garancine.

(Krapp ist ein roter pflanzlicher Farbstoff, Garancine ist konzentrierter Krapp. Angebaut wurde Krapp im Elsass und in der Provence.)

In Schänis kam er am 18. November auf die Krapp-Sache zurück:

An Bressy habe [ich] gestern geschrieben und ihnen gesagt, dass, wie ihnen schon gemeldet, [ich] mich im Krieg befinde und deshalb mich nicht mit Handelsgeschäften befassen könne, die jetzt überdies, wie begreiflich, tot darnieder liegen. Wird für das Reglement gefragt?

Es handelt sich bei diesem «Reglement» um einen Abrufvertrag, nach welchem von einer festgelegten Menge in abgerufenen Raten geliefert wird.

Die wirtschaftliche Lage war in jenen Jahren europaweit nicht rosig. Es war wieder eine jener periodisch wiederkehrenden Handelskrisen eingetreten, die man nicht zu bekämpfen wusste, schon gar nicht, wenn noch Missernten und ein Krieg dazu kamen. Was aber der einen Leid war, konnte der andern Freud sein. Im «Bulletin Nr. 10 zu Glarner Zeitung» vom Montag, 15. November, war folgendes Inserat eingerückt:

Anzeige und Empfehlung

Frisch erhalten und noch Vorrat: Gelb- und schwarzlederne Militärhandschuhe, verfertigte Unterhosen, wollene und baumwollene Mann- und Knaben-Leibli, aller Gattungen wollene Strümpfe und Überstrümpfe. Kasp. Jenni, igr., im Soolerbogen

Kaspar Jenni (1827–1875) war später Kompaniekommandant.

³⁶ Tschudi, S. 17.

Zum weiteren Verlauf des Aufenthaltes im Gaster ist am 16. November aus Schänis zu vernehmen:

Apropos: Morgen muss unsere Companie in Weesen einrücken. Juhu! Hier erhält man keinen Tropfen rechten Wein, und es nimmt mich wunder, dass ich nicht schon lange versauert bin.

Aus Weesen wurde vorläufig nichts, und es gab noch wichtigeres als rechten Wein. Darum heisst es am 18. November aus Schänis:

In jenem meinem Brief sagte [ich] Dir, dass unsere Companie nach Weesen verlegt würde. Allein durch gestrigen Befehl unseres Brigadiers, Herrn Oberst Keller, werden wir in das Hauptquartier unseres Brigadiers verlegt werden, ebenso der Bataillons Stab. Nach der erhaltenen Ordre hätten wir schon heute Morgen abmarschieren sollen. Ein Gegenbefehl aber, der uns gestern Abend spät zukam, lässt uns noch bis auf weitere Ordre in Schänis, was nur dem schlechten Wetter zuzuschreiben ist. Wird die Witterung besser, so wird der Marschbefehl wohl gleich erscheinen. Ich will lieber in Uznach sein als in Weesen, weil man in der Nähe des Brigadiers, eines sehr leutseligen Thurgauers, immer mehr erfährt, was einen interessiert, als irgendwo an einem andern Ort. Von dort aus werde [ich] dann also eher im Fall sein, Dir Neuigkeiten mitzuteilen, wenn es nur die Zeit erlaubt.

Die Ordre für Uznach scheint dann aber nicht erschienen zu sein. Was im übrigen das Wetter während des Feldzuges betrifft: Anfangs November war es sehr schön. Mitte des Monats kam im Mittelland Nebel auf und am 17. fiel nördlich und südlich der Alpen Schnee. Am 18. schreibt Alexander Spelty von schlechtem Wetter, am 24. von aufgeweichten Strassen und am 29. von Regenwetter. Am 22. manövierten die Truppen zum Teil im Schneegestöber. Am 23. schliesslich löste sich im Gebiet der Kampfhandlungen der Nebel auf, so dass der Einsatz der Artillerie möglich wurde.

*

In Schänis war einiges, was einen interessierte, zu erfahren, sogar etwas Zuverlässiges, das am 22. November gleich nach Hause gemeldet wurde:

Mich auf mein Vorgestriges beziehend, mache [ich] Dir hiermit die Anzeige, dass Zug sich unbedingt unterworfen und dass die andern kleinen Kantone nebst Luzern ebenfalls den Frieden wünschen. Diese Unterhandlung hat also den letzten Waffenstillstand hervorgerufen. Es ist dies noch kein Militärbericht, sondern Oberst Gmür hat es heute Morgen seiner Frau geschrieben, man darf mithin darauf zählen. (22. November)

Oberst Dominik Gmür (1800–1867), Kommandent der 5. Division, wohnte in Schänis. Er war Gastwirt «Zum Rathaus» und Inhaber einer Fuhrhalterei und einer Bäckerei, Gemeindeammann von Schänis und Bezirksammann des Gaster. Er hatte in seinem Hauptquartier in Affoltern a. A. die Zuger Unterhändler empfangen und sie, weil ihm eine Verhandlungs-



Oberst Dominik Gmür, 1800–1867, Kommandant der 5. Eidg. Division, Gedenktafel am «Rathaus» in Schänis.

kompetenz fehlte, nach Aarau weitergeschickt, wo am 21. November in Dufours Hauptquartier die Kapitulation zustande kam. Das haben die Offiziere der vierten Kompanie in Schänis am 22. November von Frau Gmür sozusagen aus erster Hand erfahren.

Mit der Kapitulation Zugs hat auch die folgende Bemerkung im Brief vom 16. November zu tun:

Ebenso werdet Ihr den von Herrn Oberst Blumer und Herrn Ratsherr Caspar Jenny erstatteten Bericht des stattgehabten Scharmützels an der Zugergrenze schon in Erfahrung gebracht haben.

Das Scharmützel wurde am 12. November beim Vorstoss des Sonderbundes ins Freiamt bei Lunnern an der Reuss von nichtglarnerischen Truppen unter dem Kommando des Glarners Melchior Blumer ausgefochten. Ratsherr Kaspar Jenny (1812–1860) war von 1848 bis 1857 Landammann.

Schon am 17. und 18. November hatte Oberst Gmür seinem Brigadier Keller geschrieben, er beabsichtige mit dessen Brigade die March zu besetzen. Wie dem Brief vom 16. zu entnehmen ist, hegte Keller zuvor noch andere Pläne und Wünsche:

Wie lange wir hier [in Schänis] bleiben, weiss ich nicht. Unser Brigadier wünscht, das Glarner Bataillon nach Rapperswil und Umgegend zu verlegen, dagegen die Thurgauer an die Glarnergrenze und unsere Positionen zu versetzen. Unser Stab, der freilich dem Brigadier nichts zu befehlen hat,

wünscht jedoch keine so weite Dislocation. Nun kann [ich] nicht sagen, ob Herr Oberst Keller seinen Wünschen entsprechen wird oder nicht.

Am 19. November, nachdem Keller die Absicht Gmürs erfahren hatte, beurteilte unser Briefschreiber die Lage so:

Mich auf mein Gestriges vollständig beziehend, mache [ich] Dir hiermit die militärische Lage bekannt, dass unsere Compagnie immer noch in Schänis liegt, aber wahrscheinlich morgen gegen die March rücken muss, denn alle in Gaster und Weesen liegenden eidgenössischen Truppen werden diesen Befehl erhalten.

Oberstlieutenant Keller hatte nun die eigenen Pläne, von denen die Geschichtsschreibung, da ihr diese Briefe nicht bekannt geworden sind, nicht Kenntnis genommen hat, aufgegeben und sich daran gemacht, den Befehl des Vorgesetzten auszuführen.

*

An der Sitzung der Militärkommission vom 22. November ist denn auch protokolliert worden, was das Landwehr-Bataillon als nächstes zu erwarten hatte: *Herr Bataillons-Kommandant Trümpler berichtet mit Schreiben vom 21. November: aller Wahrscheinlichkeit liege vor, dass sein Bataillon unter dem Oberbefehl des Herrn Brigade-Chefs Keller in die March einzurücken habe.* Und im Zusammenhang damit klappte es schliesslich am 22. November mit Weesen doch noch:

Heute Morgen um 9 Uhr wurden wir von Schänis nach Weesen dislociert.

Das war am Tag vor dem entscheidenden Hauptkampftag, und es musste damit gerechnet werden, dass Weesen nur Zwischenstation sein konnte:

Infolgedessen wird morgen bestimmt in die March eingerückt, wenn nicht Widererwarten Contreordre kommt.

*

Der Einsatz des Landwehr-Bataillons im Gaster dauerte bis zum 23. November, dem Hauptkampftag und dem Ende kriegerischer Handlungen auf dem Hauptschauplatz.

Das Auszugsbataillon Nr. 73 von Oberst Fridolin Schindler hatte am 1. November den Heimatkanton Richtung Seebezirk verlassen. Mit seinen 641 Mann gehörte es in der 5. Division zur 3. Brigade unter Oberst Jakob Ulrich Ritter (1810–1888), einem St. Galler.

Im Benkner Brief ist zu lesen:

Unser Auszügler Bataillon hat gestern Morgen Gaster verlassen und [ist] nach Stäfa und Meilen marschiert.

Das war am 7. November. Am 6. November hatte die «Glarner Zeitung» mitgeteilt: *Unser Auszügler-Bataillon, das diese Woche in Uznach und dessen Umgebung gelegen, hat fernerer Marschbefehl erhalten.*

Am 8. November konnte die Zeitung berichten:

Das Auszügler Bataillon marschierte gestern Morgen von Uznach ab und ist dermalen in Meilen stationiert.

Ob die Ordre auf Stäfa, Meilen oder Männedorf gelaute hatte, bleibt unklar. Alexander Spelty und die Zeitung sind für Stäfa und Meilen, andere für Stäfa und Männedorf.³⁷

Am nächsten Tag wechselte das Bataillon ans andere Seeufer nach Thalwil, überquerte am 12./13. November den Albis und kam nach Ebertswil bei Hausen a. A. Von dort berichtete Oberst Schindler am 20. November der Militärkommission, dass das Bataillon *zunächst der Zugergränze auf Vorposten sei*. Die Mannschaft müsse Tag und Nacht Wache schieben, und jeder einzelne komme jede andere Stunde zum Einsatz, *so dass die meisten 5 bis 6 Nächte nicht mehr haben schlafen können*. Ein Major Reding vom Artilleriestab habe gesagt, *das Bataillon Schindler habe [...] ebenso viel geleistet als diejenigen Truppen, welche bei Lunnern im Feuer gestanden seien*. Er erwähnte noch ein Vorpostengefecht der Jäger-Kompanie Fridolin Grob (1820–1871), bei dem Zuger in der Nähe der Sihlbrücke von Schanzarbeiten vertrieben wurden. Das Bataillon kam am 22. November nach Cham und nahm am entscheidenden 23. am Gefecht bei Meierskappel teil.

*

Im Auszugsbataillon marschierte Schwager Joachim Tschudi mit. Alexander Spelty hatte sich mehrmals bei seiner Frau nach ihm erkundigt – auf eine etwas sonderbare Art schon im Brief vom 16. November:

Es ist erstaunlich, wie auf unserer Seite immer so wenig Leute fallen, während die Sonderbündler stets bei jedem Anlass soviel Mannschaft verlieren. Man darf wohl sagen, dass der liebe Gott uns beschütze. Habe darum keine Furcht wegen unseres guten Joachim, er wird so gut wie andere siegreich und wohlbehalten nach Hause kehren.

Ob er so naiv geglaubt oder ob er an den naiven Glauben seiner Frau appelliert hatte, die sich Sorgen um den Bruder machte, sei dahingestellt. Eine ähnliche Stelle findet sich im Brief vom 19. November, wo er den Schutz Gottes für alle Schweizer in Anspruch nahm. Er forderte die Frau um des Vaterlandes willen auf, nicht ängstlich zu sein. Dass er unter *alle Schweizer* die Sonderbündler stillschweigend einbezieht, darf angenommen werden:

Dessen ungeachtet [nämlich des Befehls, in die March einzurücken] sei unbesorgt wegen meiner Person. Der liebe Gott, der alle Schweizer bis jetzt behütet, wird auch uns behüten. Es gilt für das Vaterland, und deshalb verhalte und betrage Dich als ein Weib eines Eidgenossen.

³⁷ Bartel und Jenny, S. 278.

Es hiess damals noch nicht lange «Vaterland», was damit gemeint ist, und das seither geschundene Wort war noch nicht ausser Kurs geraten.

Gottfried Keller (1819–1890), Teilnehmer an beiden Freischarenzügen³⁸, hat die damaligen Eidgenossen und ihre Art, an Gott zu glauben, gut gekannt: [...] *so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät [...] und sie bilden sich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das schöne Wetter extra für uns gemacht!*³⁹

Was aber die tatsächliche Anzahl der Verwundeten und Toten betrifft, irrte sich unser Briefschreiber, wenn man den ganzen Feldzug in Betracht zieht. Zwar forderte erst der 23. November auf der eidgenössischen Seite zahlreichere Opfer. Im ganzen hatte diese 377 Verwundete und 74 Tote zu beklagen, der Sonderbund 116 Verwundete und 24 Tote.

Die Behauptung, *es sei erstaunlich, wie auf unserer Seite immer so wenig Leute fallen*, bezieht sich auf den Bericht über das Scharmützel bei Lunnern von Brigadier Melchior Blumer mit den vielen Toten auf der andern und den drei auf der eigenen Seite. Nur hatte es Blumer, der den Landammann orientieren wollte und nicht die Frau zu beruhigen hatte, nicht nötig, den gewagten Schluss zu ziehen, dass es «immer» so wenige sind, und diesen mit dem lieben Gott zu begründen.

Wenn er im ersten Brief vom 6. November geschrieben hatte, *Adieu, lebe wohl, meine Liebe, bete zu Gott, dass er Dich tröste*, [...] dürfte das weder mit Naivität, noch mit Chauvinismus zu tun gehabt haben. Das wird etwa dem entsprochen haben, was damals als schlichte Frömmigkeit mit einem Schuss Pietismus in den meisten Kreisen geübt wurde.

Pfarrer Jakob Streiff (1807–1868) aus Glarus, der das Auszugsbataillon als Feldprediger begleitete, schrieb 1848 in seinen «Reminiscenzen aus dem Sonderbundskrieg»: *Der Vater, die Mutter gaben ihrem Sohne ihren Segen mit auf den gefahrvollen Weg und befahlen ihn dem Gotte, der da überschwenglich thun kann über all' unser Bitten und Flehen*. Und an anderer Stelle: *Der Herr der Heerscharen, der so wundersam mit uns und unserem Volke war, sei von uns Allen der tiefgefühlteste Dank unserer Herzen dargebracht*.⁴⁰

Freund Caspar

Während des ganzen Feldzuges verfolgte den Briefschreiber eine Affaire, in die ein Freund verwickelt war. Es ergibt sich daraus eine eigene Ge-

³⁸ Muschg, A., Gottfried Keller, München 1977, 1. Vorsatzblatt

³⁹ Keller, G., Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Zürich 1992, S. 337.

⁴⁰ Streiff, J., Das Bataillon Schindler Nr. 73 von Glarus und die Brigade Ritter Nr. 3, Reminiscenzen aus dem Sonderbundskrieg. Glarus 1848, S. 5 und 26.

schichte, die sich unabhängig vom Krieg abspielte, aber dank des Krieges aufgeschrieben wurde und sozusagen als zweiter roter Faden die Briefe verbindet. Wenn nur die Briefe zur Verfügung ständen, lägen Anfang und Ende der Geschichte im Dunkeln.

Die Geschichte beginnt im ersten Brief so:

Zu Deiner und Euer aller Beruhigung diene Dir, dass Freund Caspar laut criminalgerichtlichem Spruch von gestern zu Hause bleiben darf, also nicht gefänglich eingezogen wird. Alle Zeugen, bis auf einen (Hirschenwirt Luchsinger in Nidfurn), haben nur günstig von ihm gesprochen, so dass diese bedauernswürdige Geschichte noch nicht so übel ausfallen wird, da sich bereits ein Richter, dem man am wenigsten traute, geäußert haben soll, dass Caspar mit einer Geldstrafe abkomme. So ist mir dies im Vertrauen mitgeteilt worden, daher wünsche [ich], dass Heinrich nichts davon vernehme –

Dieser Heinrich (1810–1858) ist der andere Schwager des Briefschreibers, der Halbbruder Verenas und Joachims, und seit 1835 im väterlichen Geschäft tätig. Er wurde auch im Benkner Brief im Zusammenhang mit dem Thurgauer Hauptmann, Wirt und Tuchhändler Bucher aus Arbon, erwähnt. Die Firmengeschichte verschweigt nicht, dass es Meinungsverschiedenheiten zwischen Heinrich einerseits und Joachim und Alexander andererseits gegeben hatte, was den Wunsch, dass Heinrich nichts davon vernehme, verständlich macht. 1858 ist Heinrich tödlich verunglückt.⁴¹ Im Sonderbundskrieg war er als Siebenunddreissigjähriger dem Landsturm zugeteilt. Dazu ist im Brief von Johann Caspar Tschudi vom 11. November zu vernehmen: *Der Landsturm wird hoffentlich zum Überfluss eifrig mit allerlei Mordwaffen organisiert. Heinrich hat sich einen tüchtigen Säbel angeschafft zum Schutz, wo wir als einziges Wehrwaffen besitzen.* (TST)

In einem späteren Brief vernimmt man, wer Freund Caspar gewesen war, wie er mit Nachnamen geheissen und wo er gewohnt hatte. Warum gegen ihn ein gerichtliches Verfahren läuft, wird in den Briefen nicht erwähnt; einmal ist von einer «Affaire» die Rede.

Im Brief vom 6. November heisst es noch:

Ich war also gestern Abend bei ihm und ass mit ihm eine Suppe. Wir sassen sehr traulich beianander, da die ganze Familie durch obigen richterlichen Spruch sichtlich ein wenig aufgeheitert ist. Sie erwarten Dich und Marie heute Nachmittag.

Im Brief vom 16. November, dem dritten, geht es weiter:

Hoffen wir, dass Freund Caspar ebenfalls siegreich aus seiner schlimmen Affaire sich ziehen wird, was [ich] recht gerne sehr schnell vernehmen

⁴¹ Tschudi, S. 34.

möchte. Der Pfaff macht ihm scheint's Hindernisse. Hätte [ich] ihn da, dieses ..., würde [ich] ihn auch noch durch ... Es ist dies nicht ein christliches, sondern ein pfäffisch-teuflisches Benehmen.

Um welchen Pfarrer es sich handelte, wird sich in diesem Brief weiter unten herausstellen. «Pfaff» ist immerhin noch ein Titel, der nicht hinter drei Pünktchen versteckt werden muss. Nebenbei zeigt die Stelle, was die Religion für den Briefschreiber nicht war.

Soeben fährt Herr Oberst Trümphy hier vor und zeigt mir einen Brief von Caspar. Der Pfaff hat ihm endlich auf die Verwendung von Herrn Fridolin Jenny folgendes «Sittenzeugnis» ausgestellt [...]

Der Bataillonskommandant Balthasar Trümphy wird hier abgekürzt für Oberstlieutenant «Oberst» genannt.

Fridolin Jenny-Glarner (1792–1856) war Ennendaner Kirchenvogt und Teilhaber der Firma Bartholome Jenny & Cie. Er ermöglichte mit einem Vermächtnis die Gründung einer bis 1982 bestandenen Krankenkasse für das Personal der Spinnerei und Weberei in Haslen. Er ist ein direkter Vorfahre der heutigen Inhaber der Firma, die seit 1902 «Daniel Jenny & Co.» heisst.

Das erwähnte Sittenzeugnis hat folgenden Wortlaut:

Auf Verlangen und der Wahrheit gemäss wird hiermit bezeugt, dass über das sittliche Verhalten von Herrn Caspar des Caspar Jenny niemals eine Klage weder an das hiesige Pfarramt noch an den Stillstand gelangt sei und dass er sich durch seine Gutmütigkeit und Wohltätigkeit rühmlich ausgezeichnet und dadurch die Zuneigung vieler seiner Mitbürger und den Dank seiner Gemeinde in hohem Masse erworben hat.

Ennenda, 14. November 1847

Der Stillstand in Ennenda und in dessen Namen

J. Marti, Pfr.

Der Pfaff heisst also Johannes Marti (1812–1874). Er war Dekan, nach Grossvater und Vater als Dritter seines Geschlechts Pfarrer in Ennenda und nebenbei Hauptinitiant des 1846 gegründeten Mädchenheims in Mollis, Herausgeber der «Monatsblätter für den Kanton Glarus» (einer Beilage der «Glarner Zeitung») und im Auftrage von 19 Mitbesitzern Vermittler beim Verkauf der Niederrenalp im Freiberg an den Tagwen Schwanden. – Der Stillstand war bekanntlich das, was seit 1887 ein evangelischer Kirchenrat ist.

Zu dem, was im Brief vom 19. November zur Affaire von Freund Caspar zu lesen ist, müsste man wissen, was die Briefpartnerin dazu geschrieben hatte:

P.S. Sollte ich nur im mindestes vermuten, dass Du Gespenster sähest, würde [ich] beim Eid nicht geschrieben haben, denn die ganze Affaire ist ganz unschuldiger Natur, wie [ich] aus bestimmter Quelle weiss.

Weiter geht es im Brief vom 25. November:

Herr Bauhofer will verreisen. Daher schreibe [ich] an Fridolin Jenny wegen Freund Caspar, dass ich mich wohl befinde und von ihm Nachrichten durch die Vermittlung von Herrn Oberst Trümpy erwarte.

Und wieder weiter am 26. November:

Von Caspar habe [ich] immer noch keine Nachricht, was mich fest verdriesst. Hätte ich nur wenige Zeilen von ihm empfangen, so würde [ich] mich zusammen genommen und trotz aller Beschäftigung wieder einmal geschrieben haben. – Wenn er doch Sonntag und Werktag so lange auf dem Comptoir bleibt, so würde er gewiss einen Augenblick Zeit gefunden haben, mir seinem vertrauten Freund einige Zeilen oder auch mehr zu schreiben.

Auf dem Comptoir bleibt hiesse heute «auf dem Büro bleibt». Freund Caspar war ebenfalls Teilhaber der Firma «Bartholome Jenny & Cie.» und hatte als solcher in Ennenda mit Büroarbeiten zu tun – wie Freund Alexander «in der Herren» in Schwanden.

Im letzten Brief ist noch von einer Gerichtsverhandlung die Rede:

Hiermit benachrichtige [ich] Dich, dass Herr Richter Dürst nicht avisiert wurde, weil man ihn auch als verwandt ansah. Für ihn wird nun Herr Apotheker Marty sitzen, den [ich] in einer halben Stunde sprechen kann.

Weil ein Ausstandsgrund vorlag, ist ein Richter nicht zur Verhandlung aufgeboden worden. Beim Ersatz handelt es sich um Balthasar Marty (1813–1860), der in Glarus eine Apotheke führte und Appellationsrichter war.⁴² Wie die Sache mit Freund Caspar ausgegangen ist, ist in den Briefen nicht enthalten. Im Protokoll des Kriminalgerichtes ist zu erfahren, dass Caspar Jenny am 3. November beim «Bären» in Mollis Johannes Zwicki aus Mollis «unabsichtlich mit einem Säbel einen Stich in den Unterleib beigebracht habe», der am 4. November zu dessen Tod führte. Es wurden das Verhöramt mit der Voruntersuchung und der Gerichtsarzt mit der Sektion beauftragt. Am 18. November wurde der Fall vor dem Kriminalgericht verhandelt. Der Angeklagte wurde wegen «Tötung aus Fahrlässigkeit» zu einer Busse von Fr. 1000.– und zu sämtlichen Kosten verurteilt.⁴³

Weil er so glimpflich davon kam, liess Freund Caspar die Kugel auf dem Ennendaner Kirchturm vergolden, was ihm den Übernamen «Goldknopf» und erst recht «den Dank seiner Gemeinde» eintrug.

Caspar de Caspar Jenny-Zweifel (1810–1867) war der Sohn von Caspar Jenny-Jenny (1782–1828), einem Mitgründer der Firma «Bartholome Jenny & Cie.». Er wurde «Lauisser» genannt, weil er als Teilhaber oft in «Lauis» (das ist Lugano) in der dortigen Filiale der Firma zu tun hatte.

Die Freundschaft zwischen Alexander und Caspar beschränkte sich nicht auf eine persönliche Beziehung. Schon in den 30er Jahren bestanden zwi-

⁴² Bartel und Jenny, S. 296.

⁴³ LaGl; Protokoll des Kriminalgerichtes, Bd. V., 27. 3. 1847–27. 6. 1849, S. 176, 182, 189, 191 (Sign. XIII.).

schen «der Herren» und Bartholome Jenny & Cie. geschäftliche Verbindungen. 1833 wollte diese in Schwanden wöchentlich «hundert Stück» färben lassen; ein «Stück» dürfte dreissig, vierzig, höchstens 60 Meter lang gewesen sein.⁴⁴

Freund Caspar hatte Katharina Zweifel (1824–1881), die Schwester von Landammann Esajas Zweifel-Milt (1827–1904), geheiratet. Der Sohn, der ledig gebliebene vierte Caspar in der Reihe (1846–1890), war als Teilhaber kürzere Zeit in den damals personell verbundenen Firmen Bartholome Jenny & Cie., Ennenda, und Trümpy und Jenny, Mitlödi, tätig. Aus gesundheitlichen Gründen war er gezwungen, *für längere Zeit sich von den Geschäften fern zu halten*. Die Tochter Elisabeth (1852–1921) heiratete Eduard Blumer (1848–1925), der als Nachfolger ihres Onkels 1887 Landammann wurde und es bis 1925 blieb.

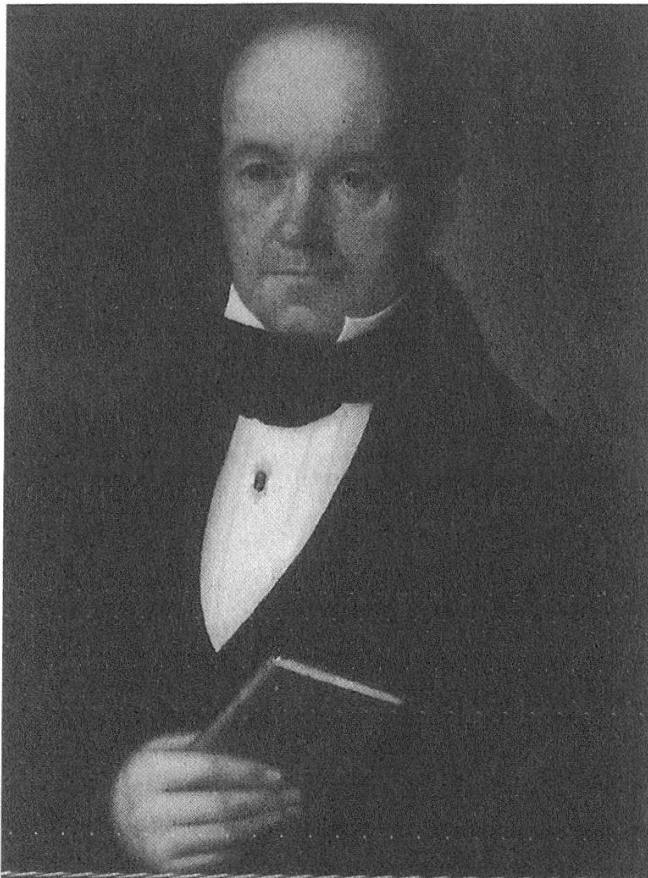
Caspar Jenny starb 1867, drei Jahre nach dem «vertrauten», besorgten Freund Alexander.

Im Brief vom 7. November, den Johann Caspar Tschudi seinem Sohn nach Uznach geschrieben hatte, kommt er ausführlich auf den Fall Caspar Jenny zu sprechen – durchaus wohlwollend, aber kritischer als Freund Alexander. Er wünscht sich, *dass ihm viel Gnade vor Recht geschehen werde*. Caspar habe *die Tat nicht vorsätzlich begangen, sondern durch einen unglücklichen, aber dennoch strafbaren Zufall*. Er hofft, dass *das Schlimme Gutes bewirkt*. Er schreibt von Saufgelagen, Dummheiten und Possen – und meint, *dass ein Mann von Stand sich nicht so weit erniedrigen sollte*. Dass sich Caspar *noch frei zu Hause und in der Fabrik bewegt*, erklärt er sich damit, dass dieser, *wie es heisst, sich selbst beim Präsidenten des Gerichts angeklagt hat*. Am 21. November kommt er darauf zurück, indem er schreibt: *Vielleicht ist Dir schon bekannt, dass Herr Caspar Jenny für seinen unglücklichen Säbelstoss vom Criminalgericht zu einer Busse von Fr. 1000.– verurteilt worden ist*. Nicht klar ist, warum Alexander Spelty sich noch am 25. und 26. November, acht Tage nach dem Prozess, darüber beklagt, von Freund Caspar keine Nachricht erhalten zu haben. Wie immer – der Satz im Brief vom 8. Dezember, *«Was der morgige Tag bringt, hoffe [ich] Dir morgen abends selbst berichten zu können, wenn es nur gut abläuft.»*, konnte nichts mit dem Fall des Freundes, der abgeschlossen war, zu tun haben. Die Bemerkung im gleichen Brief zum nicht avisierten Richter Dürst, der mit Recht als verwandt betrachtet wurde, bezog sich auf eine Sache, die Alexander Spelty persönlich betraf und die am 9. Dezember vor dem Appellationsgericht verhandelt wurde – eine geschäftliche Angelegenheit, in die Freund Caspar allerdings auch verwickelt war, und die zugunsten Alexanders entschieden wurde.⁴⁵

⁴⁴ Tschudi, S. 11.

⁴⁵ LaGL: Sign. XVI: Protokoll des Appellationsgerichtes, Bd. 3, 3. 9. 1845–15. 5. 1849 (S. 405–410).

Drei Jahre später tritt Caspar Jenny nochmals in einem Brief Tschudis auf (am 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck): *Dieses Jahr ist eine neue Steuerreform [Vermögenssteuer] gemacht worden durch eine eigene hiezu bestellte Commission [...]. Herr Caspar Jenny, Chef vom Hause Barth. Jenny & Cie. habe gesagt, wenn das noch so fort gehe, so werde er noch ein reicher Mann! Sie haben ihn auch um f. 30'000.– gelüpft!* (TST)



Johann Caspar Tschudi, 1790–1851,
nach einem Gemälde. (Tschudi Stiftung,
Schwanden)

Die Sinserbrücke und die Aktion gegen das Freiamt

Während die Landwehr im Gaster für Ruhe und Ordnung sorgte und die Grenze gegen Schwyz bewachte, machten sich zwischen Albis und Napf Dufours Divisionen für den Angriff auf Luzern und die Innerschweiz bereit. Am 9. November gab es den Vorfall bei der Sinserbrücke, und am 12. November machte der Sonderbund einen Vorstoss ins aargauische Freiamt. Die Brückengeschichte ist eine militärisch unwichtige Episode. Beachtenswert ist sie einerseits darum, weil sie in zwei unmittelbar nach dem Ereignis geschriebenen Texten überliefert ist, und anderseits, weil ihr einiges über die Beteiligten, über ihre Stimmung und Gesinnung zu entnehmen ist. Die Freiamt-Aktion hingegen hatte militärisch eine nicht zu unterschätzende Wirkung.

Bei der Sinslerbrücke handelt es sich um einen Reussübergang etwa vier Kilometer westlich von Cham.

Der erste Text, ein Rapport, ist am 15. November in Muri von einem Hauptmann Conrad Hanhart (1816–1881) aus Diessenhofen, der eine Thurgauer Scharfschützen-Kompanie kommandierte, verfasst worden:

Den 9. November machte ich mit meiner Companie eine promenade militaire auf Sins. Wir waren cantoniert in Beinwyl. In Sins angekommen machten die Schützen einen Besuch bei der Brücke, welche in der Mitte abgedeckt und auf der andern Seite mit Stroh, Reiswellen und anderem Material angefüllt war. In Gesellschaft der St. Galler Schützen untersuchten sie die Hindernisse, und da sie gefüllte Bomben darunter antrafen, warfen sie alles miteinander in die Reuss hinunter. Einige Zeit darnach hörten wir von der Zugerseite Trompeten und Trommelschlag und bald zeigte sich die Musik von einer Luzerner Jäger Companie in Begleitung von Unteroffizieren, etwa 20 Mann an der Zahl. Wir riefen ihnen zu; sie kamen an die Brücke heran und an dem Ende der Brücke stellten wir einen Tisch, auf welchem wir, beiderseits unbewaffnet, mehrere Mass Wein austranken, sangen und die Musik auf der Zugerseite und die unsrige auf der Aargauer Seite dazu spielen liessen. Freundlich schieden wir voneinander. Dieses der Wahrheit gemäss.⁴⁶

Der zweite Text stammt aus dem «Bericht über die verschiedentlichen Ereignisse bei der Division Ziegler während des Feldzuges gegen den Sonderbund im November 1847»:

Am 9. November befanden sich um die Mittagszeit die beiden Schützen Companien der 2. Brigade Nr. 31 und 5 [Kuster und Hanhart] in Sins. Erstere daselbst cantoniert, letztere aus ihrem Cantonement Beinwil dahin marschiert. Da jenseits der Reuss an der Brücke die aufgestellten Wachen zurückgezogen, nach eingegangenem Bericht überhaupt bis auf eine Stunde in den Canton Zug hinein, keine Truppen uns bemerkbar waren, so begab sich eine ziemlich grosse Zahl der beiden Schützen Companien aus freiem Antrieb, ohne Vorwissen der Offiziere, auf die Brücke. Dieselbe war in der Mitte abgedeckt, auf dem rechten Ufer aber mit Moos, Reiswellen und Stroh angefüllt, auch fanden sich gefüllte Bomben. All dieses Material wurde von den Schützen in die Reuss geworfen und beseitigt. Nach 3 Uhr rückte ein Detachement mit Musik von Hünenberg heran; die Schützen riefen sie an die Brücke, stellten einen Tisch auf und tranken mit dieser Sonderbundsmannschaft freundschaftlich bei Trompetenspiel einige Mass Wein. Es waren etwa 20 Mann, Unteroffiziere und Soldaten der Companie Bosshard eines Luzerner Lieutenant Schmid. Die Scharfschützen wurden dann von ihren

⁴⁶ Zentralbibliothek Zürich (ZBZ); Ms. T. 144. 22

*Offizieren zurückgerufen, und die Compagnie Hanhart marschierte in ihr Standquartier zurück.*⁴⁷

Bomben waren damals eiserne Hohlkugeln mit Sprengladung und Zünder, die dazu bestimmt waren, von der Artillerie aus glatten Rohren verschossen zu werden. Heute bezeichnet man sie als Granaten.

Die beiden Texte berichten über das gleiche Ereignis nicht ganz gleich. Im einen ist es auf der Seite des Sonderbundes die Musik [...] *einer Compagnie*, im andern ein *Detachement mit Musik* usw. Für die Geschichte des Sonderbundskrieges sind die Texte insofern interessant, als sie einen guten Eindruck von der «Moral» der Truppe vermitteln. Sie war nach einer Woche Feldzug offensichtlich nicht schlecht – und der Vorfall war geeignet, die Mannschaft weiterhin bei Laune zu halten. Die Kriegslust scheint nicht gross gewesen zu sein, was sich allerdings bald ändern sollte.

Ein Vorfall, der zu reden gegeben hatte und um den sich Anekdoten ranken, war die Geschichte darum, weil sich die Schützen gegenüber jenen, die sie als Feinde hätten betrachten sollen, etwas zu freundeidgenössisch verhielten. Obwohl in Hanharts Bericht kein Rechtfertigungsversuch unternommen wurde, entlastete der Bericht der Division die verantwortlichen Offiziere zum vornherein, indem er feststellte, dass alles ohne ihr *Vorwissen* geschehen sei, dass sie selber nicht mitgetrunken und dass sie die Soldaten zu gegebener Zeit zurückgerufen hätten. Dass die Offiziere die Mannschaft zeitweise unbeaufsichtigt gelassen hatten, konnte wohl unter «promenade militaire» durchgelassen werden. Zudem hatten die Schützen die sonderbündischen Hindernisse entfernt und die Brücke wieder passierbar gemacht. Dass die Brücke am Tag danach bei einem Handstreich des Sonderbundes auf der Zugerseite zerstört worden war und dass am 23. November an ihrer Stelle eine Pontonbrücke erstellt werden musste, konnte nicht den Schützen aus St. Gallen und dem Thurgau angelastet werden.

Vermutlich hätte Alexander Spelty, wäre er dabei gewesen, den Vorfall bei der Sinserbrücke etwa so kommentiert, wie er es für das Zusammentreffen der Glarner und Thurgauer in Benken getan hatte: *Es ist eine Zusammengehörigkeit unter den Leuten, die man sehen muss, wenn man es begreifen will.*

Wenn sich Soldaten verfeindeter Lager im wahren Sinne des Wortes an einen Tisch setzen und mit Wein so etwas wie eine Kappeler Milchsuppe veranstalten, zeigt das, dass sie sich in unserem Fall in erster Linie immer noch als Eidgenossen fühlten. Es gab das alte Zusammengehörigkeitsgefühl noch, obwohl der alte Bund nicht mehr das war, was er hätte sein sollen. Es waren im Volk die mentalen Voraussetzungen noch vorhanden, mit denen die *einige Eidgenossenschaft*, die sich nicht nur unser Briefschreiber wünschte, wieder hergestellt werden konnte.

⁴⁷ Zentralbibliothek Zürich (ZBZ); Ms. T. 144. 42

Nach Gottfried Keller darf hier als Zeitzeuge auch Jeremias Gotthelf mit einer Betrachtung über eidgenössische Feste zu Wort kommen:

*Wie sehr die Eidgenossen sich auch in den Haaren liegen, wie feindselig man sich zankt in den Ratssälen, es ist doch Freundschaft unter ihnen, [...] und zieht jährlich Tausende unter dieser, bald unter jener Fahne, bald hier, bald dort zusammen und wie giftig man auf den politischen Feldern sich angrinst, so freundlich tauschen in den Gesellschaften die Schweizer Gefühle und Gedanken aus, ein Beweis, dass es in der Schweiz ein schöneres, höheres Feld gibt als das politische, und aus diesem höheren Felde wird in den Tagen der Not das Heil erwachsen.*⁴⁸

Der Zufall wollte es, dass ein solches Fest gerade in den hektischen Tagen stattfand, da die Tagsatzung einen Ausweg aus der Krise suchte und am 20. Juli die formelle Auflösung des Sonderbundes beschloss, und dass dieses, das «Eidgenössische Freischiessen», vom 18. bis 25. Juli in Glarus durchgeführt wurde. Johann Caspar Tschudi hatte am 15. Oktober seiner Tochter Regula Stüssi-Tschudi (1812–1886) darüber nach Amerika berichtet: *Über den letzt abgehaltenen Schiesset in Glarus, droben im Feld am Fusse des Glärnisch, und über unsere unselige Jesuiten-Geschichte in der Schweiz wäre viel zu schreiben [...]. Das Schützenfest war etwas Erhabenes und Schönes. Ein solches Fest hat unser Vaterland noch nie erlebt und wird auch nicht bald wieder ein solches Fest in unsern Bergen stattfinden [...].* TST

✱

Der Befehl vom 10. November, der den Hauptmann Hanhart in Auw erreichte, hatte mit der Aktion des Sonderbundes vom 12. November gegen das Freiamt zu tun: *Da infolge verlässlicher Berichte diese Nacht ein feindlicher Ueberfall stattfinden soll, so verlegen Sie Ihre Compagnie [...] sofort auf Alikon, von wo Sie [...] auf Abtwyl und Holderstock vorrücken wollen.*⁴⁹

Die Tagsatzungstruppen waren also auf die Aktion vorbereitet und hatten sich keineswegs leichtfertig überraschen lassen, wie böse Zungen behauptet hatten. Die Aktion hatte aber für einige Verwirrung gesorgt, obwohl sie nur einen Tag dauerte und jämmerlich scheiterte. Der Glarner Tagsatzungsgesandte Johann Jakob Blumer (1819–1875) hatte am 13. November seiner Regierung geschrieben: *Wie es kommt, dass unsere Truppen ihnen nicht besser Widerstand leisten, wissen wir nicht.* Man wusste es nur wegen der langsamen Nachrichtenübermittlung nicht.⁵⁰

Wenn noch am 9. November die Kriegslust allgemein nicht gross gewesen sein sollte, sorgte der Sonderbund mit der nutzlosen Aktion im Freiamt sel-

⁴⁸ Gotthelf, J., Schatzkästchen des neuen Berner Kalenders. Zürich (o. J.), S. 499.

⁴⁹ Ms. T. 144. 22 und 144. 38/39.

⁵⁰ Bucher, S. 273

ber dafür, dass sich das zu seinem Schaden änderte. Mit Recht hält der Bericht der Brigade König fest: *Der 12. November war für die eidgenössischen Truppen ein ermutigender, für die Sonderbündler dagegen ein entgegengesetzt wirkender Tag.* Selbst der Generalstabchef der Sonderbundstruppen, Oberst Franz von Elgger (1794–1858), beurteilte die Begebenheit nicht anders: *Da bei der Rückkehr der Kolonne des Generals von Salis aus dem Freiamt niemand daran gedacht hatte, für die Verpflegung oder die Unterkunft derselben Befehle zu erteilen, wurde Luzern in der Nacht und am Morgen von allen diesen Truppenabteilungen überfüllt. Der hieraus entstandenen Verwirrung wurde zwar schon den 13. vormittags durch eine vom Grossen Generalstab angeordnete neue Dislokation gesteuert, allein der durch die letzten Ereignisse und Wahrnehmungen bei Offizieren und Soldaten ins Leben gerufene peinliche Eindruck nicht verwischt. Nur wenige Namen waren in der Achtung der Truppen gestiegen. Das Band gegenseitigen Zutrauens zwischen dem Führer der Armee – von grossem Einfluss in jedem Heer, von ausserordentlicher Wichtigkeit vor allem bei einer solchen Armee – dieses Band, welches eines Sieges bedurfte, um sich inniger und fester zu knüpfen, hatte durch diesen nutzlosen Zug sichtlich gelitten.*⁵¹

Indessen hatte der Kriegsrat der sieben sonderbündischen Stände mit der Aktion grosse Hoffnungen und strategische Absichten verbunden, wie er dem Staatsrat des Wallis am 12. November mitteilte: *Um Freiburg die bundesgemässe Hülfe zu leisten, beauftragten wir den Herrn General, den Feind anzugreifen. Er wählte sich zum Angriff das Freiamt, in welches er [...] heute einrückte. Die inliegenden Berichte geben Euch den bisherigen Erfolg zu erkennen [...].*⁵²

Der *bisherige Erfolg* wurde kein endgültiger – und der Fall Freiburgs war am 14. November Tatsache.

Ein Ziel des Sonderbundes im Freiamt war die von der Gegenseite erstellte Pontonbrücke bei Lunnern, das etwa acht Kilometer unterhalb von Sins an der Reuss liegt. Am schon erwähnten Scharmützel waren auf der Seite der Tagsatzung nichtglarnerische Truppen unter dem Befehl des Glarners Melchior Blumer beteiligt. Es liegt darüber ein Bericht Blumers an Landammann Cosmus Blumer (1792–1861) vor, den er mit *Hochgeachteter Herr Vetter Landammann* anredete. Bei dem heftigen Scharmützel sei *die feindliche Artillerie, zwei Piecen, von der meinigen demontiert* worden. Seine Leute hätten sich trefflich gehalten, *einzig eine Centrums-Companie löste sich auf Veranlassung des Hauptmanns momentan auf.* Der Feind habe bei Anbruch der Nacht *unter Zurücklassung vieler Toten* weichen müssen. *Wir haben drei Menschenleben zu bedauern.* Zur allgemeinen Lage meinte er, dass zur Stunde Freiburg genommen sein sollte, dass es dann vermutlich an

⁵¹ Bonjour, E., Das Schicksal des Sonderbundes. Aarau 1947, S. 190.

⁵² LaGl; Auszug aus dem Protokoll des Kriegsrates an die sieben Stände, S. 16.

*Luzern gehen werde und dass seine Brigade zu diesem Behuf von hier aus gegen Zug oder gegen die March oder an beiden Orten zugleich Scheinangriffe zu machen in die Lage kommen könnte. Nebenbei bemerkte er: Ein Angriff auf Glarus von Seite Schwyz ist durchaus nicht zu befürchten ...*⁵³

Schon anfangs November hatte der Sonderbund am Gotthard mit militärischen Aktivitäten gegen das Tessin begonnen, dessen Schutz der 6. Division anvertraut war. Wie erwähnt, wurden am 21. und 22. November zu deren Unterstützung Teile der 5. Division Richtung Süden in Bewegung gesetzt. Auf der andern Seite ersuchte am 21. November der Kriegsrat des Sonderbundes den Walliser Staatsrat um Unterstützung: *Wir verlangen daher, dass der von uns bewerkstelligte und bisher mit Glück ausgeführte Einfall in den Kanton Tessin [vom Stand Wallis] mit allem Nachdruck unterstützt und so derselbe für unsere Sache gewonnen werde. – Wir haben Euch diesfalls anzuzeigen, dass die zwei im Graubündner Oberlande stationierten Bataillone den Weg nach dem Berhardin eingeschlagen haben; es dürften auch andere Truppen der Zwölfer zu Unterstützung des Tessin beordert werden...*⁵⁴

Der Kriegsrat der Siebner war nicht schlecht über die Massnahmen der Gegenseite orientiert.

Vorstoss in die March

Statt von Schänis aus direkt in die March vorzurücken, wurde die 4. Kompanie des Landwehrebataillons – wie wir wissen – am 22. November zuerst nach Weesen verlegt.

Oberst Gmür hatte am 22. November ohne ausdrückliche Genehmigung des Generalstabchefs, Oberst Frey-Herose, seinem Brigadier Keller befohlen, am 23. mit Demonstrationen gegen die March zu beginnen und am 24. fortzusetzen. Keller liess in drei Kolonnen vorrücken, von denen keine auf Widerstand stiess. Unser Briefschreiber gelangte nach Schübelbach, von wo im Brief vom 25. November folgendes zu vernehmen ist:

Als Wachtoffizier kehre [ich] soeben, 1¹/₂ Uhr morgens, von einer dreistündigen Patrouille nach Siebnen mit 5 Mann zurück.

Er beschreibt die Wegverhältnisse und erklärt den Zweck des Unternehmens:

[...] im Hinweg durch die verflucht schlechte Strasse bis zum Knöchel im Dreck oder Kot und im Rückweg durch die Güter, nicht [...] um den ersten Übelständen auszuweichen, als vielmehr zu untersuchen, ob auch alles stille [sei] und keine Gefahr uns wegen einem allfälligen Überfall von feindlichen Truppen drohe [...]

⁵³ LaGl; NA 21. 18:76, Oberst Melchior Blumer an Landammann Cosmus Blumer

⁵⁴ LaGl; Auszug aus dem Protokoll des Kriegsrates, S. 19.

Es hatte den vorrückenden eidgenössischen Truppen nicht gefallen, dass sie *überall so wenige Männer sahen*», die irgendwo sein mussten und Übles beabsichtigen konnten.⁵⁵

Auf jeden Fall war den Tagsatzungstruppen in der March kein Schwyzer Militär in die Quere gekommen. Es muss sich rechtzeitig irgendwohin zurückgezogen haben. Oberkommandant Elmer hatte der Militärkommission am 12. November gemeldet, es seien *nach Reichenburg gestern Abend 102 Mann Infanterie und 100 Mann Landsturm gekommen*.

Alexander Spelty kommt dann gleich auf seine eigene Befindlichkeit zu sprechen:

Dieser Marsch, [...], hat mich in Verbindung mit dem Herumschlendern unter Tag ziemlich ermüdet. Es wird deshalb nicht viel Mühe kosten einzuschlafen, zumal [ich] letzte Nacht schlecht geschlafen, da mich die Flöhe und die Laubsackmatratze gepeinigt und weil schon um 3 Uhr infolge eines Missverständnisses Generalmarsch geschlagen wurde.

Weiter gibt es Militärisches zu berichten:

Heute Vormittag namentlich, Nachmittag aber auch, hörte man lange Zeit unausgesetzt Kanonendonner in der Richtung gegen Lachen. Wir glaubten anfänglich, er komme von der Schindellegi, jedoch sagte man mir in Sieben, dass man dorten nicht geschossen, sondern dass das Lachner-Militär [eidgenössische Scharfschützen] vermutete, der Donner möchte von Luzern oder Schwyz herkommen. Es wird sich bald aufklären, was an der Sache ist.

An dieser ist, dass man damaligen Kanonendonner weder von Luzern, noch von Schwyz in der March hätte hören können und dass an diesem 24. November bei Schindellegi tatsächlich vom späteren Vormittag bis vier Uhr nachmittags ein Feuergefecht der Artillerie stattfand – zwischen der Schwyzer Sechspfünder-Kanonen-Batterie Hegner und der Zürcher Sechspfünder-Batterie Zeller.⁵⁶

In diesem ausführlichen Brief aus Schübelbach gibt es indessen nicht nur diese nüchterne Berichterstattung:

Der Aufenthalt ist nicht angenehm, denn man sieht meistens nur traurige Gesichter, was sogar die schönsten Mädchen entstellt. Ja, selbst die Hunde fliehen uns, als wenn sie auch mit Gewalt zum Sonderbund gehören wollten. – Der Mannschaft ist indessen befohlen, sich artig gegen alle diese verblendeten Leute zu verfahren.

Der Briefschreiber versucht, was er sieht und was er empfindet, zurückhaltend und doch deutlich darzustellen, was ihm mit den schönen Mädchen und den Hunden überlegen gelingt. Einen heiklen Punkt berührte er dort, wo er von *diesen verblendeten Leuten* redete. Es geht im Brief so weiter:

⁵⁵ Ulrich, J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz, in seiner Veranlassung, Wirklichkeit und seinen Folgen. Einsiedeln 1850, S. 524.

⁵⁶ Bucher, S. 375.

Man darf wohl sagen, dass die Leute verblendet worden seien, denn man kann nichts Impertinenteres denken als die niederträchtige Verleumdung der Schwyzer Geistlichen und Führer gegen das Glarnervolk, worüber unter anderem gesagt wurde, dass unser Militär den Eid habe schwören müssen, selbst das Kind im Mutterleib nicht zu schonen. Ist das nicht für redliche Herzen empörend?

Krieg ist Krieg, auch wenn der Kanonendonner nur aus der Ferne zu hören ist. Selbst dieser schonend geführte Krieg hatte – wie man sagt – «sein Gesicht gezeigt». Und mit den *schönsten Mädchen* und mit den *fliehenden Hunden* wird dieses Gesicht zur Sprache gebracht. Auch Nebenerscheinungen müssen ein redliches Herz empören:

Unglücklicherweise sind Landstreicher und Glarnerische Landstürmer mit uns gezogen, die viel geplündert und auch umhergeschändet haben, was jetzt alles auf Lasten der Soldaten geschrieben wird. Ich war heute selbst in einem Haus, wo eine silberne Uhr, zwei Paar goldene Ohrenringe, ein grüner Frack, 6 Käse gestohlen wurden. Letztere sollen sie wie Räder die Raine hinunter getrölt haben. Milch und Most wurde ausgeleert.

In die Geschichte eingegangen sind «hässliche Szenen» in Freiburg und ähnliches in Luzern. Was hier in der March geschah, war vermutlich nicht ebenso hässlich, aber sicher nicht schön.

Auch das, was im Brief vom 26. November zu lesen ist, musste ein redliches Herz bewegen:

Wenn [ich] in Erfahrung bringe, dass es notwendig sein sollte, sich für Thomas Laager⁵⁷ noch mehr zu seinen Gunsten zu verwenden, so werde [ich] mich schon, soviel es an mir liegt, direkt an Herr Pfarrer Trümpy wenden. Die ganze Compagnie sagt aber, es sei weder für die Familie, noch für jemand anders Schaden, wenn man den verruchten Kerl schon erschiess, und es werde es niemand zürnen. Damit will ich nicht sagen, dass es je soweit kommen werde.

Am 29. November hatte Alexander Spelty aus Reichenburg für seinen Hauptmann in dieser Sache einen Brief an den Kriminalgerichtspräsidenten, Doktor Trümpi in Glarus, geschrieben. Daraus⁵⁸ geht hervor, dass *Thomas Laager wegen Insubordinations-Fehler in dorten [in Glarus] inhaftiert* war und dass er von einem Korporal und zwei Soldaten hätte abgeholt und zur Kompanie zurückgeführt werden sollen. Dazu scheint es nicht gekommen zu sein. Der Gerichtspräsident, Dr. med. Johann Trümpi (1798–1861), hatte unten auf dem Brief vermerkt: *Wegen Geisteskrankheit nach Schwanden geleitet.*

Der genannte Pfarrer Christoph Trümpi (1814–1889) hatte in Schwanden geamtet. Kriminalgerichtspräsident Trümpy wurde am 29. November mit

⁵⁷ In der Genealogie wird Thomas Laager (1819–1890) als ein «origineller Mann» bezeichnet.

⁵⁸ LaGl; Akten des Kriminalgerichtes 1847 (s. Anhang).

dem Berner Obrichter Paul Migy (1814–1879) als Tagsatzungsrepräsentant im unterworfenen Kanton Uri eingesetzt. Trümpy war in der vorbereitenden Kommission für die Verfassungsrevision von 1836 Aktuar und von 1851 bis 1857 Nationalrat.

*

Am 24. November teilte Kommandant Trümpy der Militärkommission mit, wo die Kompanien seines Bataillons und die Scharfschützen «cantoniert» waren: Die 1. Kompanie in Reichenburg, die 4. und 6. in Schübelbach, die 2. und 3. in Siebnen, die 5. in Wangen und die Scharfschützen in Galgenen. Am gleichen Tag berichtete er, dass *ein Teil der [...] männlichen Bevölkerung heute [...] zurückgekehrt sei*, auch Landammann Jakob Michael Ruoss (1790–1870) aus Schübelbach und Gemeindepräsident Diethelm, und dass sich die Bevölkerung der March *ruhig verhalte und ihm diesfältige Klagen keine zu Ohren gekommen seien*. Ob der Kommission auch von den traurigen Gesichtern und den fliehenden Hunden hätte berichtet werden sollen?

*

Die Nachricht, dass *Luzern endlich, durch Waffengewalt gezwungen, abgegeben hat* und dass auch Schwyz überwunden sei, hatte Ratschreiber Josef Bauhofer (1811–1883) überbracht, der als Aktuar der Militärkommission mit Postdienst befasst war. Die Kapitulation von Schwyz hatte für die eidgenössischen Truppen in der March zur Folge, dass heimkehrendes Schwyzer Militär entwaffnet werden musste:

[...], allein bei Tagesanbruch kamen so viele Leute mit allerhand Waffen, die sie bei uns ablegen müssen, dass [ich] nicht einmal meinen Morgenimbiss nehmen konnte, weil [ich] mit der Controllierung dieser Mordinstrumente beauftragt war. [...] Heute Morgen habe [ich] auch zwei Kanonen von Schübelbach in Empfang genommen. (25. November)

Davon ist auch im Bulletin Nr. 20 der «Glarner Zeitung» vom Freitag, 26. November, die Rede:

Glarus: Von der March gehen die beruhigsten Berichte ein. Das Volk kehrt allmählig zur Besinnung zurück und flucht seinen Verführern. Die Waffen werden zum grösseren Teil willig eingeliefert und wir dürfen nach der Rückkehr des Landwehrebataillons in den Fall kommen, der eroberten Mordwaffen in Menge zu Gesicht zu bekommen.

Ist es mangelnde Sorgfalt oder Absicht, wenn Advokat Staub die *willig eingelieferten* Waffen als *erobert* bezeichnet?

Eine Frage ist, woher die bewaffneten Schwyzer zurückkehrten – doch aus Verstecken oder als Teil der Sonderbundsarmee aus dem innern Kantonsteil?

Der Stimmungsumschwung beim Volk in der March hatte wohl weniger mit dem unrühmlichen Ausgang des Krieges denn mit dessen Ende zu tun. Natürlich änderte dessen rühmlicher Ausgang auch die Stimmung der «Besetzer». In den in der March geschriebenen Briefen ist in mannigfacher Weise davon die Rede:

Die Nachricht von der Übergabe und Niederlage Luzerns macht, wie ich bemerke, nicht nur auf die Soldaten, sondern auch auf unsere andere Umgebung, in grosser Zahl der Märcbler, einen sehr günstigen Eindruck. Die Soldaten werden besser und freundlicher behandelt. (25. November)

Luzern hatte am 24. November kapituliert. Schon am 14. hatte Freiburg aufgegeben, am 21. Zug, am 25. folgte Nidwalden, am 26. Schwyz und Obwalden, am 27. Uri und am 29. schliesslich das Wallis.

Das Ende des Krieges durfte auch gefeiert werden:

Wie schon gesagt, sind alle Wirtshäuser heute Nachmittag voll. Ich schreibe an einem runden Tisch, umringt von einer Schar Stabs- und andern Offizieren und Doctoren. An den andern Wirtstischen wird tüchtig gelärmt, wobei sich namentlich Wachtmeister Jacob Hefti wie gewohnt auszeichnet. Dies ist wenigstens ein gutes Zeichen, dass er wohl und munter ist, was [Du] seiner Familie zu ihrer Beruhigung anzeigen kannst. (26. November)

Womit wir Wachtmeister Hefti ein weiteres Mal begegnet sind – in Hochstimmung. Solche drückte unser Briefschreiber seinerseits so aus:

Juhu, es gibt Frieden, es gibt wieder eine einige Eidgenossenschaft. Sie lebe hoch! Hoch! Hoch! (25. November)

Wenn es *wieder eine einige Eidgenossenschaft* gibt, heisst das, dass es eine solche schon einmal gegeben hat und dass es sie im Augenblick nicht mehr gibt – nicht einmal in nächster Nähe:

Seit gestern Abend, wo ein Wortstreit zwischen meinem lieben Hauptmann und dem besoffenen Aide-Major vorgefallen ist, ist mir das Militär gewaltig verleidet und ich bin deshalb froh, dass unsere Compagnie allein nach Reichenburg verlegt wird. (26. November)

Von Schübelbach nach Reichenburg verlegt werden, kann bedeuten, den Weg nach Hause antreten. Aber auch nach dem Waffenstillstand ist mit Gegenbefehlen und Verzögerungen zu rechnen. Auf jeden Fall kam der Brief vom 30. November nicht aus Reichenburg, sondern aus Siebnen. Die Compagnie war kurze Zeit in Reichenburg, musste dieses aber mitten in der Nacht wieder verlassen. Der Briefschreiber hatte ohnehin gegenüber Reichenburg seine Vorbehalte:

Obwohl wir umso näher unserem lieben Ländchen rücken, so freut mich diese Dislocation wenig, weil [ich] vermute, dass punkto Comfort Reichenburg an Schübelbach noch nachsteht. Da werden die Betten noch mehr bettläubeln und chrosen, wenn man hineinliegt. (26. November)

Über das Essen hat sich Alexander schon einmal ausgelassen. Und vom Wein war im Gaster einmal die Rede. Am 25. November kommt er in der March darauf zurück:

Ich trinke Most, aber er ist in meinem Quartier so gut wie Markgräfler, so dass niemand mehr Wein trinken will.

Am Tag davor war nochmals das Essen an der Reihe:

Jetzt hätte [ich] Gelegenheit, Schnitz [Stückli] essen zu lernen, wenn ich wollte, denn unser Quartiersträger, Herr Friedensrichter und Wirt Diethelm, wartet nur zweimal damit auf. Mir muss man aber Erdäpfel bringen. Der beste und reinste Tisch, den [ich] seit unserem Abmarsch von Glarus gehabt, wurde in Schänis. (24. November)

Waren diese Schnitz oder Stückli eine Märchler Spezialität aus Äpfeln, der Alexander nicht traute, weil er sie nicht kannte, und der er Kartoffeln vorzog? Josef Alois Diethelm-Waldvogel (1797–1859), Ratsherr und Friedensrichter, wirtete im 1835 erbauten Gasthaus gegenüber der Kirche, das seit 1865 «Adler» genannt wird.

Das Quartier, die Unterkunft, konnte mit gutem Grund Gegenstand einer Betrachtung sein. Schon am 8. November heisst es:

Unter soviel Einquartierungen ist es natürlich, dass nicht alles gute Quartiere hat und deshalb rühmen die einen, während die andern dann umso mehr schmähnen.

Besonderen Anlass, sich darüber auszulassen, bot der häufige Wechsel des Quartiers:

So gehts im Feld, wenn man bloss in einem Ort eingerichtet ist, so muss man gleich fort, ehe man nur recht eingehäuselt ist und die Leute kennen gelernt hat. (26. November)

Der ungewisse Zeitpunkt des nächsten Quartierwechsels wirkte sich ungünstig auf die zuverlässige Zustellung der Post aus – ohnehin ein schwacher Punkt damaliger Logistik:

Wie lange wir hier bleiben, wissen wir nicht, und daher kann [ich] keine Adresse angeben als die des Kriegskommissariats. (8. November)

Weil der Nebenzug in der March noch nicht ganz abgeschlossen war, kam Alexander darum herum, sich in Reichenburg in ein chrosendes Bett legen zu müssen. Es ging zunächst in umgekehrter Richtung:

Gestern war [ich] mit unserem Hauptmann in Lachen bei unserem Brigadier Herr Oberst Keller, und letzte Nacht war [ich] Wachtkommandant. Trotz Regenwetter patrouillierte [ich] bis Galgenen, wo [wir] das Vergnügen hatten, die Wachen der Schützenkompanie Leuzinger zu überraschen. [...] Oberlieutenant Fritz Trümpy war auf der Wacht und schimpfte gewaltig über seine Schildwachen, dass sie sich so überfallen lassen. (30. November)

Ende November war diese Patrouille sicher Leerlauf, da keine reale Gefahr mehr bestand. Das Unternehmen beruhte bloss auf der Furcht vor hin-

terhältigen Schwyzern, die noch nicht ganz gebannt war. Da aber das Ende der Dienstzeit absehbar war, konnte man es sich leisten, wieder unbeschwert solche Spielchen zu treiben. Dafür kann auch ein heutiger Militär Verständnis haben. Mehr Mühe dürfte ihm folgendes aus dem Brief vom 25. November bereiten:

Ich hatte auch einen Antrag, auf das Hauptquartier unseres Bataillons-Kommandanten als Secretär. Allein [ich] schlug das seinerzeit rund aus, wie ich schon früher einen Befehl, mich zu einer Compagnie der zweiten Landwehr zu verfügen, ebenfalls nicht befolgte, sondern kurz und gut erklärte, dass [ich] mich von meiner Compagnie und meinem Hauptmann nicht trennen lasse. (25. November)

Bei der «zweiten Landwehr» handelte es sich um drei Infanterie-Kompagnien, die darum *sofort aus den überzähligen Mannschaften des Landwehr-Infanterie-Bataillons gebildet* werden sollten, weil sowohl das Auszügler- als auch das Landwehrebataillon *beinahe vollständig ausser die Kantonsgrenze verlegt worden seien* und weil zur Sicherung eben dieser Grenze im Kanton noch Truppen zur Verfügung stehen sollten. (PMK, 8. November)

Entweder fiel ins Gewicht, dass Alexander Spelty sonsthin ein untadeliger Offizier war, oder der damals in der Armee herrschende «Geist» stand im Gegensatz zu späteren Entwicklungen. Ein Glarner Bataillon war schliesslich kein preussisches Garderegiment. Für Alexander war anscheinend nicht blinder Gehorsam, sondern das, was er aus Überzeugung freiwillig tat, oberste Soldatentugend. Am 30. November schrieb er:

Solche weiten Patrouillen (ich kam um 2 Uhr morgens zurück) mache [ich] immer aus freiem Willen, und noch kein anderer Offizier aus dem ganzen Bataillon patrouillierte wie ich. Entweder sind sie zu träg und bequem oder haben vielleicht Furcht.

Oder am 25. November:

Nicht dass ich einen Scharmützel befürchtet hätte, ich habe bewiesen, dass [ich] mehr Mut und Kaltblütigkeit besitze als die grossen Mäuler.

Jedenfalls hatte er seine bestimmte Vorstellung davon, wie man sich als Soldat verhält und wie sich Soldaten untereinander verhalten. Der erwähnte Wortstreit widersprach dieser Vorstellung, was er in jenem Brief vom 26. November zum Ausdruck brachte:

Bis dahin lebte unsere Compagnie so unschuldig und infolge traulichen Verhältnissen, dass man schwerlich dies bei einem andern Corps finden wird. Seither ist alles zerstört, doch man hält jetzt noch mehr zusammen, aber die Offiziere und zum Teil auch die Mannschaft der beiden hier liegenden Compagnien sieht sich scheel an, woran der gedachte Monsieur aus schwägerlicher Fürsorge allein schuld ist, obschon er sich der Unparteilichkeit rühmt.

Bis anhin heisst: Bis zum Wortstreit zwischen Hauptmann Schneeli und dem besoffenen Aide-Major. Der Streit hatte bis ins nächste Jahr hinein Fol-

gen und beschäftigte die Militärkommission in mehreren Sitzungen. Daran beteiligt waren Aide-Major Blesi aus Schwanden, Hauptmann Johann Rudolf Zweifel aus Linthal und Hauptmann Schneeli aus Walenstadt. Die Kommission sollte versuchen, diesen Anstand *in Minne* beizulegen. Grund des Streites war, dass Blesi und Zweifel Schneeli *der Parteilichkeit gegen seine Untergebenen und in Folge dessen der Eidesverletzung beschuldigt* und ihm später auch Feigheit vorgeworfen hätten. Schneeli seinerseits wollte fünf Zeugen stellen, darunter selbstverständlich Lieutenant Spelty. Er verlangte schriftliche Genugtuung, was seine Gegner ablehnten, indem sie verlauten liessen, *sollte er darauf bestehen, so werden sie den Streit nach Form rechtens austragen lassen*. Brigadier Keller hätte die Sache gern der *competenten Kantonalbehörde zur Entscheidung* übergeben, die Militärkommission hingegen schlug ein Schiedsgericht vor.

Immerhin wird Hauptmann Schneeli nicht ganz pflegeleicht gewesen sein. Es musste ihn die Militärkommission am 27. Januar 1848 dazu auffordern, dem Milizinspektor Elmer *die Kompanieliste sofort einzusenden*, wozu er sich *trotz wiederholt [...] erlassener Verfügung bis anhin nicht herbeigelassen habe*. Noch weniger pflegeleicht scheint Aide-Major und Ratsherr Johann Caspar Blesi (1808–1862) gewesen zu sein. Er hatte der Militärkommission am 13. September mitgeteilt, er wolle sich nicht dem Landwehr-Bataillon zuteilen lassen, weil ihm *die mit der Stellung eines Majors verbundenen Aufgaben sehr lästig fallen* würden. Der zuständige dreifache Landrat hatte ihn dann aber davon nicht entbunden. Dem Streit mit Schneeli wird zuzuschreiben sein, dass er sich am 24. Januar 1848 bereit erklärte, *auch während dem Jahr 1848 beim Landwehr-Bataillon in der Eigenschaft als Aide-Major dienen zu wollen*.

*

In jenem Bericht über die Patrouille, bei der zum Scherz die Wachen der Schützenkompanie Leuzinger überrascht wurde, ist die Bemerkung eingefügt:

Es hätte mich noch mehr gefreut, wenn [ich] diesen Possen an Dd. Warth oder Fritz Tschudi hätte spielen können. (30. November)

Die Empfängerin des Briefes wird verstanden haben, was damit gemeint und wie es gemeint war. David Warth (1816–1894), Handelsmann und Ratsherr, war ein Cousin ihres Vaters, Johann Caspar Tschudis. Ihr Grossvater, Joachim Tschudi (1768–1806) war mit Anna Catharina Warth (1772–1844), der Schwester von David Warths Vater, verheiratet gewesen. Aversionen sollen auch unter Verwandten vorkommen. Bei Fritz Tschudi (1822–1888) muss es sich nach Vorname und Alter um einen Schwander gehandelt haben, der nicht zur näheren Verwandtschaft gehört hatte.

Jener Joachim Tschudi-Warth war es übrigens, der 1806 als erster Glarner Unternehmer nachgebaute englische Spinnmaschinen anschaffte (für die originalen bestand Exportverbot).⁵⁹

*

Herr Conrad Blumer war in der March auf einen anspruchsvollen Posten versetzt worden, was am 25. November aus Schübelbach nach Schwanden gemeldet wurde:

Herr Blumer ist als Secretär auf dem Quartiersbüro unseres Brigadiers Herr Oberst Keller in Lachen seit heute angestellt. – Ich bedaure seinen Verlust, da [ich] es strenger bekomme.

Am 30. November heisst es aus Siebnen:

Gestern kam Conrad Blumer wieder zu unserer Companie, was uns alle freut. Er begleitete mich gestern Abend ebenfalls auf der Patrouille.

Das ist schon «gestern», am 29. November, aus Reichenburg berichtet worden:

Der Herr Major Blumer ist nun wieder bei uns, und wir sind schon wieder eingebürgert.

*

Es fällt auf, dass von Alexander Speltys Briefen der zweite und dritte, sowie der zweitletzte und letzte je sieben Tage, die übrigen höchstens zwei Tage auseinander liegen. Aus den Briefen von Johann Caspar Tschudi ergibt sich, dass die 13 erhaltenen Briefe nicht alle sind, die Alexander geschrieben hatte. Und von den erhaltenen sind nicht alle innert nützlicher Frist angekommen.

Am 25. November, einem Donnerstag, hatte Alexander seine Frau zu einem Besuch eingeladen:

Sollte [ich] noch längere Zeit im Feld bleiben müssen, so müsste [ich] Dich ersuchen, mir allerhand frische Wäsche nächsten Sonntag zu überbringen.

Dieser Sonntag ging ohne Besuch und anscheinend auch ohne Antwortbrief vorüber. Die Wäsche und anderes dürfte darum ausgegangen sein, weil der Koffer den Hin- und Herbewegungen des Bataillons nicht zu folgen vermochte, wie am 24. November festgehalten wurde:

Endlich sind soeben unsere Koffer angelangt. Ich bin froh, denn [ich] hatte gar nichts mehr zu rauchen, auch bin ich froh, ein Paar saubere Strümpfe und Stiefel anlegen zu können.

Da ging es Alexander Spelty mit dem Tabak im verspäteten Koffer besser als etwa zur gleichen Zeit den Kameraden im Auszugsbataillon, von denen Feldprediger Jakob Streiff in seinen «Reminiscenzen» zu berichten weiss:

⁵⁹ Bartel und Jenny, Bd. 3, S. 399.



Oberst Eduard Ziegler, Zürich, Kdt. der 4. eidg. Division, 1847 mit dem Divisionsstab bei Muri AG. Lith. L. Wegner. (SLM).

*Noch muss ich einer grossen und schweren Noth erwähnen, an der gar Manche aus uns sehr jämmerlich gelitten haben – es war die Tabaksnoth. Die Dosen, die Tabaksbeutel und Cigarren-Etuis waren leer.*⁶⁰

Einmal hatte Alexander noch einen andern Wunsch:

P.S. Wenn [Du] einmal Gelegenheit hast, mir die verlangte Wäsche zu senden, so füge derselben unfehlbar ein Perspektiv bei, was im Felde notwendig ist. (18. November)

Es handelt sich dabei um ein kleines Fernrohr. Es leuchtet ein, dass ein solches nützlich und hilfreich sein konnte. Auf einem Stich ist zu sehen, wie Oberst Ziegler damit den Aufmarsch seiner 4. Division bei Muri beobachtete.

Sich aus dem Koffer mit frischen Strümpfen bedienen konnten nicht alle. Am 22. November heisst es im Protokoll der Militärkommission:

Auf erhaltene Kunde, dass die Mannschaften beim Bataillon Mangel an guten Strümpfen leide, wurde erkannt: Eine öffentliche Aufforderung diesfall zu erlassen und [...] bei bekannten wohlthätig gesinnten Menschenfreunden für die Einreichung von Wollstrümpfen umzusehen.

Mangel an solchen Strümpfen dürfte sowohl beim Landwehr- als auch beim Auszügərbataillon geherrscht haben. *Der Mannschaft wäre sehr gedient, wenn derselben mit wollenen Strümpfen nachgeholfen werden könnte*, hatte Oberst Schindler aus Ebertswil bei Hausen a.A. am 20. November der Militärkommission geschrieben – und zwar mit Erfolg: *Bezüglich der Herbeschaffung von Strümpfen sei Vorsorge getroffen und noch mit heutiger Abendpost werden über 100 Paar Strümpfe für das Bataillon abgehen*, wurde ihm umgehend mitgeteilt.

Die menschenfreundliche Ausrüstungsbeschaffung scheint innert 24 Stunden funktioniert und Kaspar Jenni im Soolerbogen ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Es waren, obwohl die Standeskommission schon 1845 Vollmacht erhalten hatte, das Landwehr-Bataillon zu organisieren⁶¹, noch andere Mängel zu beheben. Kommandant Trümpy schrieb am 15. November – zwei Tage vor Wintereinbruch – der Militärkommission: *Bei der vorgerückten kalten Witterung wäre Ersatz der noch mangelnden Kapute eigentliches Bedürfnis.* (Ein Kaput war schon damals in der Schweiz ein Soldatenmantel.) 70 Stück seien schon *übermacht* worden und weitere 40 Stück würden folgen, wurde Trümpy mitgeteilt – mit der begründeten Bitte, *für deren gleichförmige Verteilung er Sorge tragen möchte*. Denn am 21. November hatte sich der Kommandant der 3. Kompanie darüber beschwert, dass er nur 35 Stück erhalten habe, ein anderer aber 73. Er erhielt dann zusätzlich 25 Wolldecken.

⁶⁰ Streiff, S. 30.

⁶¹ Winteler, J., Geschichte des Landes Glarus. Bd. 2. Glarus 1954, S. 473.

Die Militärkommission war sich von Anfang an bewusst, dass es sich um einen Winterfeldzug handeln würde, sollte es zum Krieg kommen – sie liess am 26. Oktober protokollieren: *Es fehlt diesem [Landwehr-] Bataillon die Hälfte der Capute*. Sie hatte es auch nicht unterlassen, noch in aller Eile Winterartikel zu beschaffen.

*

Am 29. November kam Alexander ausführlich auf verspätete Briefe und auf den dadurch verhinderten Besuch seiner Frau zu sprechen:

Ich schrieb Dir den 25. durch die Vermittlung Herrn Ratschreiber Bauhofer, ich schrieb Dir wieder den 27., in beiden Schreiben Dich freundschaftlich einladend, mich einmal in Reichenburg zu besuchen. Leider wurde mir diese Freude nicht zuteil. – Wüsste ich nicht, dass Du gewiss mit dem grössten Vergnügen mir diese Freude bereitet haben würdest, so müsste [ich] fast auf Dich grollen, nun muss ich aber einsehen, dass Dir beide Briefe verspätet zugekommen oder dass andere unvorhergesehene Hindernisse eingetreten und deshalb warte [ich] mit Ungeduld auf Deinen nächsten Bericht, in der Hoffnung und Erwartung, Du werdest mir nur Gutes melden können.

Im Brief, den er am 27. November geschrieben haben will, aber mit dem 26. datierte, ist eine plausible Erklärung für die Verspätungen festgehalten:

Wenn wieder einmal die Postverbindung hierdurch hergestellt ist, wird es in dieser Hinsicht auch besser werden, was nächstens stattfinden soll.

Der Krieg ist immerhin auch in der March seit einem Tag vorbei.

Auf einem Zettel, der dem Brief vom 29. November beigelegt wurde, wiederholte er die Besuchseinladung:

So lebe wohl, bis [ich] Dich wiedersehe, was hoffentlich bei schönem Wetter morgen stattfinden kann, wenn Dich eine Spazierfahrt auszuführen freut. Bringe mir allerhand Wäsche und komme früh, damit wir miteinander spazieren können.

Für eine solche Spazierfahrt von Schwanden in die March gab es damals nur Ross und Wagen. Es standen damals den Leuten «in der Herren» die Dienste von zwei Fuhrhaltern zur Verfügung – eine Chaise mit einem Pferd, eine Kutsche mit zwei Pferden und ein Schlitten mit einem Pferd (TST). Der Besuch war aber nicht zustande gekommen. Stattdessen war der ersehnte Brief eingetroffen – wie am 30. November nicht aus Reichenburg, sondern aus Siebnen zu vernehmen ist:

Endlich wurde [ich] gestern bald nach unserer Ankunft wieder mit Deinem Brief vom 28. erfreut. Ich danke Dir herzlich dafür und bestätige Dir dagegen meine beiden Schreiben aus Reichenburg von vorgestern und gestern.

Weiter unten fährt er fort:

Ich glaube, in einem der drei Reichenburger Briefe gesagt zu haben, dass [ich] Deinen lieben Uznacher Brief letzten Samstag endlich erhalten [habe].

Obwohl um 10 Tage verspätet, machte er mir doch sehr viel Freude. Es ist gleichsam wie eine persönliche Unterhaltung, wenn man solche liebe Briefe liest, und darum schreibe [ich] Dir fleissig, um auch wieder von Dir Nachrichten zu erhalten.

Es blieb vermutlich bis zuletzt bei der schriftlichen Unterhaltung.

*

Was Alexander Spelty versagt blieb, wurde Schwager Joachim Tschudi zuteil: Vater Johann Caspar Tschudi besuchte ihn in Lachen, wo das Bataillon auf dem Rückmarsch für ein paar Tage stationiert war. Er schrieb am 25./26. Dezember: *Von Lachen bin ich wieder gut nach Hause zurück gelangt, [...] die Mutter war besonders erfreut, dass ich mich nicht weiter habe verleiten lassen, [...] was mir am End ebenfalls recht zufrieden war, indem ich Zeit und Geld erspart habe. [...] Die Scharfschützen Companie Vogel ist Euch also in Pfäffikon begegnet, aber es scheint, ihr seid beieinander vorbei marschiert wie zwei Geisshirtenen!* (TST)

*

Am 22. November stellte die Militärkommission fest, dass Briefe von Militärs, weil sie über das Kantons-Kriegs-Kommissariat geleitet werden mussten, mit erheblicher Verzögerung ans Ziel gelangten, und verfügte darum, dass jene Briefe, die zuerst zu ihr gelangten, in Zukunft von ihr selber *direkte ohne mindesten Aufschub an Adresse befördert werden*. Was allerdings den Vorschriften der eidgenössischen Kriegsverwaltung widersprach. Die Kommission musste am folgenden Tag dem offenbar etwas verschnupften Kriegs-Kommissär Conrad Schindler (1788–1853) im Haltli, Mollis, versichern, dass sie nicht beabsichtige, ihm die Besorgung der Feldpost zu entziehen, sondern bloss versuche, unnötige Umwege und Verzögerungen zu vermeiden.

Johann Caspar Tschudi äusserte sich nicht nur in den Briefen an den Sohn mehrmals zur eher schlecht funktionierenden Briefbeförderung – er beklagte sich am 14. November gleich direkt beim verantwortlichen Kantons-Kriegs-Kommissär, den er mit *Hochgeachteter Herr und alter Krieger Camerad* anredete und dem er auseinandersetzte, dass seine Korrespondenz schon aus geschäftlichen Gründen keine grösseren Verzögerungen erleiden sollte. «Krieger Cameraden» werden Schindler und Tschudi im Feldzug geworden sein, den die Alliierten nach Napoleons Niederlage bei Waterloo 1814 nach Hochburgund unternahmen und an dem Schweizer Regimenter mitmachen mussten. Jedenfalls weisen Briefe von Johann Caspar Tschudi an Sohn Joachim darauf hin. Am 4. August 1849 erwähnte er, dass sich unser Bataillon Legler im Kanton Bern aufgehalten habe und am 11. November

1847 schrieb er in Bezug auf den bevorstehenden Angriff auf Freiburg, dass dieses wohl leichter zu nehmen sein werde als anno 1815 die Festung Hünningen, weil jenes nicht von einem Barbanègre, einem Napoleon noch ergebenden General, verteidigt werde (TST). An der Belagerung Hünningens war auch Thomas Leglers Bataillon beteiligt.

*

Im letzten am 8. Dezember in Glarus geschriebenen Brief heisst es:

Heute sah [ich] Herrn Eberhard, ehemaliger Reisender von Kaufmann Co. Dieser sagte mir, dass Freund Forster als Adjudant von Divisions Oberst Ochsenbein im Feld stand und trotz Kugelhagel und vielen Metzeleien im Entlebuch mit heiler Haut davon kam.

Oberst Ulrich Ochsenbein (1811–1890) war damals Regierungspräsident des Kantons Bern, zugleich Präsident der Tagsatzung und gehörte dann – wie auch der erwähnte Generalstabchef Friedrich Frey-Herose – dem ersten Bundesrat an. Er wäre wohl gern Oberbefehlshaber der eidgenössischen Armee geworden. Er ging aber sogar bei der Besetzung der regulären Divisionskommandos leer aus. Weil er das erforderliche Dienstalter noch nicht erreicht hatte, war er als eidgenössischer Oberst nicht wählbar.⁶² Möglicherweise spielte auch mit, dass er den zweiten Freischarenzug angeführt hatte. Gewissermassen zum Trost erhielt er von General Dufour die Berner Reservedivision und den Auftrag, als kantonaler Oberst einen separaten Feldzug zu führen. Die Division sollte am 22. November von Langnau im Emmental aus ins Entlebuch vorrücken und Schüpfheim einnehmen, am 23. nach Schachen und Malers gelangen und am 24. Luzern erreichen. Sie kam zwar erst am 23. nach Schüpfheim, hatte aber in heftigen Gefechten den Widerstand des Gegners gebrochen. Am 24. stand sie mit den übrigen Divisionen vor Luzern, das an diesem Tag kapitulierte.

Das Gefecht bei Schüpfheim am 23. November war mit jenem bei Meierskappel und dem bei Gisikon vom gleichen Tag kriegsentscheidend. Ochsenbeins Separatfeldzug war ein wohlgeplanter Nebenzug, der Dufours Unternehmen ergänzte und entlastete – und erst noch die Energien eines einflussreichen Rivalen absorbierte.

Übrigens war Ochsenbein schon in der ersten Phase des Feldzuges, bei der Unterwerfung Freiburgs, das am 14. November kapitulierte, eingesetzt. Er hatte vom Emmental aus einen Scheinangriff in das Gebiet zwischen Sense und Saane auszuführen.⁶³

⁶² LaGl; Ergebnis der Wählbarkeitsprüfung von Stabsoffizieren durch den eidg. Kriegsrat. Bern 1847.

⁶³ Bonjour, S. 87.

Wie erwähnt, sind nicht alle Briefe erhalten geblieben, die Alexander geschrieben hatte. Johann Caspar Tschudi berichtete seinem Sohn von Vorkommnissen, die er nur verlorenen Briefen des Tochtermannes entnommen haben konnte. So berichtete er am 15. November, die Kompanie Schneeli habe am 10. November zusammen mit Thurgauer Jägern und Scharfschützen *die Schanze gegenüber der Giessenbrücke [...] in Zeit von Stunden dem Erdboden gleich gemacht*. Im Brief vom 21. November heisst es, Alexander Spelty habe in einem Brief aus Schänis berichtet, dass *gestern ein Frauenzimmer von Reichenburg auf den Wachtposten an der Giessenbrücke gekommen sei und inständig um Neue Zürcher Zeitungen gebeten habe, denn sie bekämen alles nur einseitige Berichte von ihren Machthabern, wozu das Volk je länger je weniger Zutrauen habe*. (TST)

*

Für das Landwehr-Bataillon war auch der zweite Teil seines Einsatzes, der Vorstoss in die March, nicht ein gefährliches, bloss ein einigermaßen aufregendes Unterfangen. Man wollte der herrschenden Ruhe nicht trauen. Wie Alexander Spelty die Lage einschätzte, ergibt sich daraus, dass er seine Frau zu einem Sonntagsausflug ins «Kriegsgebiet» eingeladen hatte.

Anders war es bei den Auszögern. Am 23. November gerieten sie bei Meierskappel ins Gefecht. Sie seien den ganzen Tag feindlichem Gewehrfeuer ausgesetzt gewesen, auch Sechspfünder Kanonenkugeln seien herangesaust, aber es sei kein Glarner verletzt oder getötet worden.⁶⁴

Damit, dass mit dem Auszugsbataillon Schwager Joachim ins Feuer gerät, hatte Alexander gerechnet. Darum hatte er sich mehrmals nach ihm erkundigt, auch am 22. November:

Habt Ihr wieder neue Nachrichten von Joachim? Teilt sie mir doch auch mit.

Und am 26.:

Habt Ihr immer noch keine Nachrichten von Joachim? Wenn das Gerücht wahr ist, soll sein Bataillon sich beim letzten Scharmützel tapfer gezeigt, jedoch nur wenige Gefallene Gottlob haben.

Vermutlich hatte Alexander Spelty, der sich mehrmals nach Schwager Joachim erkundigt hatte, kaum innert nützlicher Frist die erwartete Auskunft erhalten. In seinen Briefen bestätigte Johann Caspar Tschudi sechs Briefe Joachims, je einen aus Mollis, Uznach, Thalwil, Hausen am Albis, vom Chimenberg und aus Arth, die aber eben mit Verspätung in Schwanden eingetroffen waren. Umgekehrt orientierte Johann Caspar den Sohn regelmässig über Alexanders Befinden.

⁶⁴ Bartel und Jenny, Bd. 2, S. 279.

Es klappte während des Krieges nicht nur mit der Briefzustellung nicht, die Nachrichtenlage war allgemein nicht gut. Dazu schrieb Alexander Spelty am 25. November:

Neuigkeiten von den übrigen eidgenössischen Armeen weiss [ich] Dir nicht zu melden, denn wir sind hier in Reichenburg und Siebnen, wie sich erst vorhin Doctor Jenny auch ziemlich laut ausgesprochen hat, wie auf einer Alp, wo man vom Treiben und Getümmel der Welt nichts vernimmt.

Der da laut über die Alp und die Welt nachgedacht hatte, war ein im Glarnerland und vielleicht darüber hinaus bedeutender Mann, Dr. med. Johann Jakob Jenny (1812–1890) aus Ennenda, Bataillonsarzt in diesem Feldzug, medizinisch und politisch kein unbeschriebenes Blatt, nahm er doch an Ochsenbeins Freischarenzug gegen Luzern teil und hatte er gerade in diesem Kriegsjahr als einer der ersten in der Schweiz damit begonnen, die in Nordamerika entwickelte Narkose anzuwenden.⁶⁵

Er hatte nicht nur laut nachgedacht – vertraulich hatte er Landammann Cosmus Blumer über die Märchler Aktion berichtet:

Das Stabspersonal ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Als letzte Woche in Niederurnen und Bilten die Sturmglocken heulten und 3 Kompagnien sich besammelten, blieben der Oberst und der Aidemajor hübschfein in Niederurnen zurück und liessen uns auf gut Glück allein ziehen. Heute Morgen kam eine Stafette, man habe in Lachen Schüsse gehört. In Siebnen wurde sofort Generalmarsch geschlagen. Der Oberst schwingt sich aufs Pferd, nimmt 12 Mann als Sauvegarde mit und retiriert nach Schübelbach, angeblich um dort Alarm zu schlagen ... Gottlob war nur blinder Alarm in Lachen. [...] Man weiss nicht, wer Koch und Keller bei uns ist. Befehl und Gegenbefehl kreuzen sich fortwährend. Wäre ein Ausfall aus dem Wäggital erfolgt, wir wären letzte Nacht aufgerieben worden.⁶⁶

Die Angst vor einem Überfall irgendwo versteckter oder eben ins Wäggital zurückgezogener Märchler sass selbst bei aufgeklärten Geistern tief.

Auch im Brief Johann Caspar Tschudis vom 25./26. Dezember ist von diesen gefürchteten, aber unsichtbar gebliebenen Schwyzern die Rede – im Zusammenhang mit der mit Musik und 22 Kanonenschüssen in Glarus empfangenen Scharfschützen-Kompanie Vogel und dem offenbar weniger feierlich verabschiedeten Landwehr-Bataillon, *welche[s] Leib und Leben wagen musste so gut als Ihr. Denn in der ersten Nacht, als sie in der March waren, seien unter dem Commando vom jüngeren Abyberg 2000 Schwyzetruppen auch in Marsch gewesen, sie in der Nacht zu überfallen und sie zu masakrieren. Aber glücklicherweise sei dem Commandanten dieser Mörderbande Contre-Ordre nachgesandt worden zum Rückzug, weil Luzern ausgefallen sei.*

⁶⁵ Winteler, Geschichte des Landes Glarus. Bd. 2, S. 468.

⁶⁶ Winteler, Glarus und der Sonderbund, S. 37.

Der ältere Abyberg (1795–1869), Theodor, Schwyzer Landammann, führte eine Sonderbunds-Division und war 1846 in der Tagsatzung in eine hässliche persönliche Auseinandersetzung mit Ulrich Ochsenbein verwickelt, die fast ein Duell zur Folge hatte.⁶⁷

*

Am 30. November war es dann so weit. Die Glarner konnten die Märchler wieder sich selbst überlassen und sich auf den Heimweg machen:

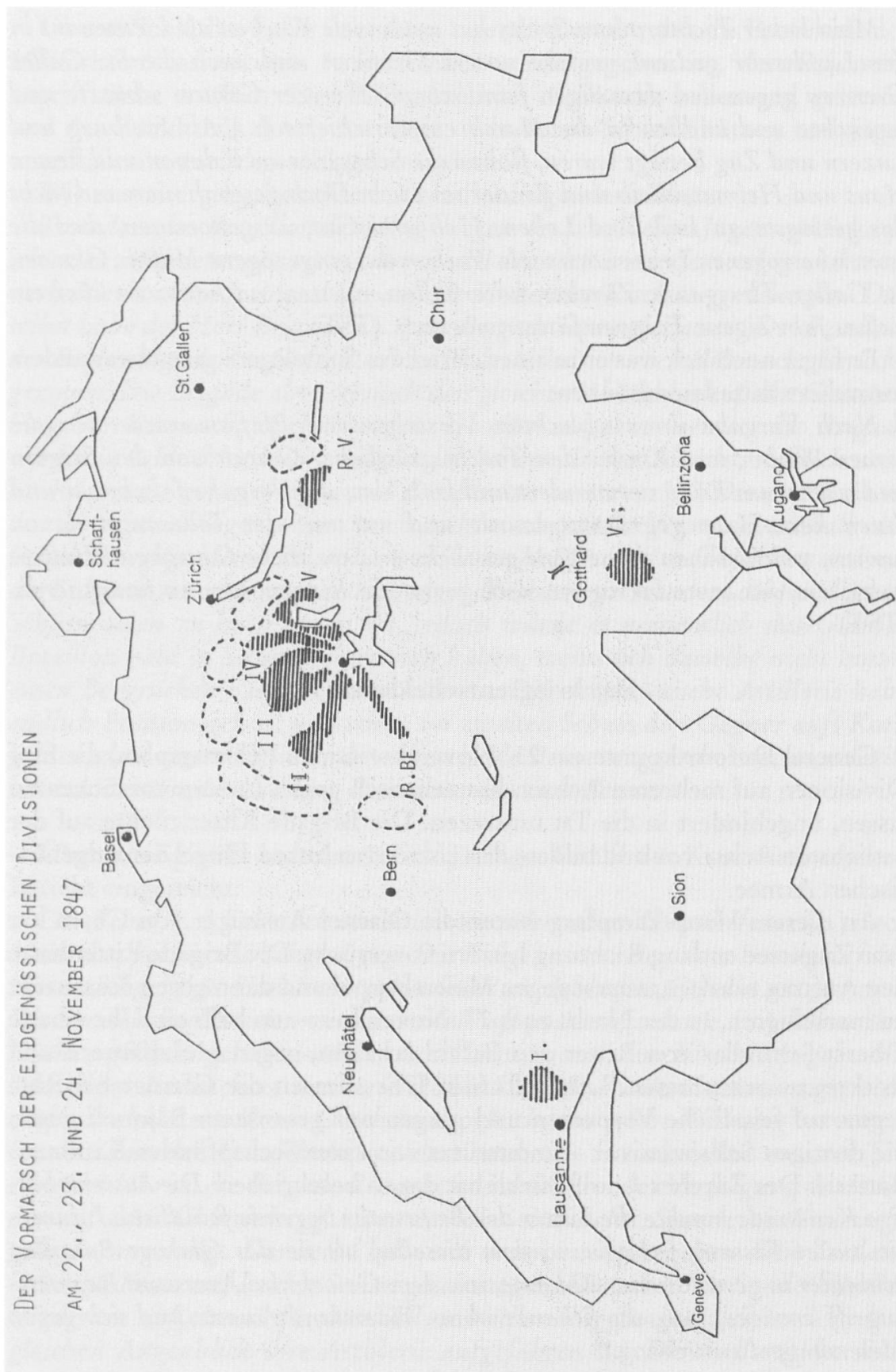
Auf Deine Anfrage, ob wir bald nach Hause marschieren können, übersende [ich] Dir hiermit als Antwort den vorgestrigen Divisionsbefehl und füge noch bei, dass wir diesen Morgen vom Brigade Kommandanten die Ordre erhalten [haben], bis 12 Uhr marschfertig zu sein, so dass [wir] ohne Zweifel noch heute der lieben Heimat gegenmarschieren. Ob es unsere Compagnie auf Bilten, Niederurnen oder weiter hinauf trifft, kann [ich] Dir zur Stunde nicht sagen. Nach allem Anschein aber werden wir nicht gleich entlassen, wenn [wir] schon wieder in unsern Canton eingerückt sind.

Das Landwehr-Bataillon hatte sich am 1. Dezember vormittags *in Zaun in Glarus zu begeben, woselbst dann die Mannschaft durch die Regierung werde abgedankt werden.* (PMK) Am folgenden Tag wurde sie nach Hause entlassen. Dass die Entlassung der Offiziere auf sich warten lassen könnte, hatte der Briefschreiber richtig vermutet, befand er sich doch am 8. Dezember noch in Glarus.

Allerdings war er, wie dem Brief von Johann Caspar Tschudi vom 7. Dezember zu entnehmen ist, schon am «Abdankungstag» zu Hause «in der Herren» erschienen: *Am letzten Mittwoch [1. Dezember] Mittag ist der Tochtermann Spelty gottlob frisch und gesund in Begleitung dreier Soldaten angelangt. [...] Herr Hauptmann Schneeli war auch unser Gast, und am folgenden Vormittag haben sie mit Herrn Conrad Blumer die Compagnie Rechnungen in unserer gastlichen Stube geordnet und den Geist, zwar sehr bescheiden, mit rotem 1834er Neuenburger gestärkt. Nachdem musste Herr Hauptmann Schneeli das Mittag bei Herrn Blumer einnehmen. Um 12 Uhr marschierten die Companien Schneeli und Zweifel ab [...] nach Glarus, die Waffen ablegen.*

Ohne dabei den Ausgang des Krieges beeinflusst zu haben, hatte das am Rande des Geschehens eingesetzte und nicht zum Schuss gekommene Landwehr-Bataillon seine Aufgabe erfüllt. Johann Caspar Tschudi hat im Juli 1848 seiner Schwester Verena Wild-Tschudi (1793–1851) in Amerika die Rolle kurz beschrieben, die das Bataillon gespielt hatte, und dabei auf Umstände hingewiesen, die ein tüchtiger Geschäftsmann nicht übersehen konnte:

⁶⁷ Hagmann, P., Ulrich Ochsenbeins peinlicher Rückzieher. NZZ vom 3. Februar 1997, S. 15.



Das Vorrücken der eidgenössischen Divisionen am 22. und 23. November 1847

Mein lieber Tochtermann Spelty hat auch viele Wochen als Lieutenant in der Landwehr gedient, welche unsere Grenzen und auch die St. Galler Grenzen gegen den damaligen feindlichen Schwyzer Canton schützte und bewachte und endlich in die March einmarschierte [...] Als Freiburg und Luzern und Zug besiegt waren, flohen die Schwyzer auch davon und liessen Haus und Heimat, Weib und Kinder im Stich. Doch geschah niemand nicht das geringste an Leib und Leben, Hab und Gut, ausgenommen, dass die armen betrogenen Leute noch viele Wochen das eingezogene Militär, Glarner, St. Galler, Thurgauer, Zürcher, unterhalten mussten, nachdem sie über ein halbes Jahr eigene Truppen füttern mussten. (TST)

Er fügte noch bei, was er in einem Brief des Schwiegersohns etwas anders formuliert hatte lesen können:

Nach Vorgabe ihrer schlechten Vorsteher und Pfaffen erwarteten die armen Wieber und Kinder den Tod in grässlicher Gestalt von den Siegern und waren am Ende verwundert und froh, dass die Vorgabe falsch war und ihnen kein Haar gekrümmt wurde und nur mit der Todesangst davon kamen, welche ihnen ihre eigene geistliche und weltliche Obrigkeit bereitet hatte, um das arme betrogene Volk gegen die Eidgenossen zu fanatisieren. (TST)

Der kriegsentscheidende Tag

General Dufour konnte am 23. November seinen Feldzugsplan, die fünf Divisionen auf mehreren Achsen konzentrisch gegen Luzern vorrücken zu lassen, ungehindert in die Tat umsetzen. Die Brigade Ritter rückte auf der östlichsten Achse vor und bildete den äussersten linken Flügel der eidgenössischen Armee.

An diesem Hauptkampftag waren die Glarner Auszüge von Cham her dem Zugersee entlang Richtung Luzern vorgerückt. Die Brigade Ritter hatte den Auftrag erhalten, zuerst gegen Meierskappel und dann gegen Küssnacht zu marschieren. In der Nacht zum 23. November – um halb ein Uhr – hatte Oberst Schindler von Ritter den Befehl erhalten, gegen Holzhäusern und Rotkreuz vorzustossen. Um halb fünf Uhr stiessen die Glarner bei Rotkreuz auf feindliche Vorposten und gingen mit gesenktem Bajonett gegen die dortigen Schanzen vor – unterstützt von einer Sechspfünder-Kanonen-Batterie. Der Zürcher Adolf Bürkli hat das so beschrieben: *Die äusserst heftige Kanonade mochte die hinter der Brustwehr liegende feindliche Infanterie ausser Fassung bringen, so dass dieselbe, als sie das Glarner Bataillon Schindler in geschlossener Kolonne, mit dem Gewehr im Arm zum Bajonettangriff anrücken sah, die Schanze ohne Widerstand räumte und sich gegen Meierskappel zurückzog.*⁶⁸

⁶⁸ Bucher, S. 365.

Oberst Schindler hatte in seinem eigenen Bericht, der im Protokoll der Militärkommission vom 1. Dezember wiedergegeben ist, den Bajonettsangriff nicht erwähnt: Der Widerstand sei nicht sehr bedeutend gewesen und der Feind teils durch Artillerie, teils durch Scharfschützen und Jäger unaufhaltsam zurückgeschlagen worden.

Wie es weiterging, berichtete Schindler folgendermassen:

Trotzdem das Bataillon dem Kugelregen der feindlichen Jäger und Scharfschützen ausgesetzt gewesen, habe es sich dennoch immerfort ruhig und ernst verhalten und sei fechtend bis auf die Höhe von Risch vorgedrungen. Dasselbst habe der Herr Brigadier [...] die Brigade sammeln lassen. Der Feind, in der Beglaubigung das Gefecht sei zu Ende, habe sich nach Küssnacht zurückgezogen. Die Brigade aber sei noch den gleichen Abend bis auf den Chimenberg vor Küssnacht vorgedrungen. Dasselbst angekommen sei die Brigade wieder in Schlachtordnung aufgestellt worden, in der Absicht, sogleich noch bis Küssnacht vorzudringen und dasselbe zu besetzen. [...] Die Artillerie sei des schlechten Weges wegen noch nicht nachgerückt gewesen, weshalb der Feind Zeit gefunden habe, mit zwei Piecen [6 Pfänder] aufzufahren und auf die Eidgenossen zu feuern, jedoch ohne denselben zu schaden; die feindlichen Schüsse seien zu hoch gegangen, jedoch würde es namentlich das Glarner Bataillon bald in Schuss bekommen haben, wenn sich dasselbe nicht hinter einen Bergrücken hätte begeben können. Die eidgenössische Artillerie habe endlich Position gefasst und schon im zweiten Schuss den Gegner aufs Korn gefasst, dass einem Offizier desselben beide Beine weggeschossen, vier Artilleristen verwundet und eine Piece demoliert worden sei.

Über die Episode hatte auch Feldprediger Streiff der Kommission einen Bericht eingereicht:

Der Feind, [...] habe sich unter immerwährendem Gewehrfeuer [...] nach Meierskappel hin zurückgezogen. Die Eidgenossen seien dem Feinde auf der Ferse nachgefolgt. Hier habe sich wieder ein lebhaftes Gefecht entsponnen. Die Sonderbündler seien wieder vorteilhaft postiert gewesen, [...], haben den Rücken gedeckt gehabt und aus den Häusern und dem Kirchturm gefeuert. Schnell sei die wackere Artillerie Heiland von St. Gallen in Action getreten und selbe habe mit ihrem Geschoss alsogleich eine solche Wirkung hervorgebracht, dass der Feind habe weichen und sich zurückziehen müssen. [...] Abend 4 Uhr sei die Brigade Ritter in immerwährender Verfolgung des Feindes auf dem Chimenberg, einer Anhöhe eine halbe Stunde ob Küssnacht gelegen, angelangt. Der Feind habe sich unten ins Tal begeben. Eine Zeitlang habe das Feuer auf beiden Seiten geschwiegen. Da haben die Sonderbündler wiederum auf einmal fürchterlich zu brüllen angefangen, [...] weil in dem gleichen Augenblick ihre Artillerie aufgefahren sei. Die Stellung der Eidgenossen sei in diesem Moment gefährlich gewesen. Ihre Artillerie sei des schlechten Weges wegen noch nicht nachgefolgt gewesen, [...]. Da die Infan-

terie nicht im Stande gewesen sei, dem Feind etwelchen Schaden zuzufügen, so haben sich die Leute so gut wie möglich hinter Felsen und in Tiefen sicherzustellen gesucht. Endlich sei die Artillerie nachgerückt. Schon beim zweiten Schuss habe das Gebrüll der Sonderbündler aufgehört und man habe ganz deutlich ein Mark und Bein durchdringendes Gewimmer und Wehklagen von ihrer Seite vernehmen können. (PMK, 2. Dezember)

Das Bataillon Schindler hatte dann am Chimenberg biwakiert und dreimal übernachtet. *Unser Herr Kommandant Schindler und sein Stab, bei welchem auch meine Person sich befand, schreibt Pfarrer Streiff in seinen «Reminiszenzen», suchte in einem Kuhstall ein ehrliches Unterkommen.*⁶⁹

Am 25. November hatte der Aide-Major ab dem Chimenberg über diesen wichtigsten Einsatz der Glarner nach Hause berichtet. Johann Caspar Tschudi schrieb am 7. Dezember zu diesem Brief, daheim wären alle zufrieden gewesen, wenn der sehnlich erwartete Brief nur aus dem Satz bestanden hätte: *Ich lebe noch, nächstens mehr. Joachim. Gott sei dafür hochgelobt und gepriesen, dass er Euch alle so wunderbar und gnädiglich vor Tod und Verwundung bewahrt hat, obschon Ihr [...] tüchtig kleinen und grossen Kugeln ausgesetzt gewesen seid.*

Der besorgte Vater hatte gute Gründe, um seinen Sohn zu bangen. Er schrieb am 15. Oktober der Tochter Regula Stüssi-Tschudi (1812–1896) nach Amerika: *Wenn nun die Sonderbunds- und Jesuiten-Cantone nicht aufgeben und die Spitzbuben [nicht] entfernen, so gibt es Krieg und unser lieber Sohn Joachim, der Aide-Major, muss leider auch ins Feld. Gott behüte ihn gnädiglich vor dem Tod oder starker Verwundung. Dies wäre für uns ein unersetzlicher Verlust, denn er ist ein guter Colorist und wird noch je länger je besser werden, denn in diesem Fach lernt man alle Tage, aber nie aus! Da er ein studierter Chemiker ist, [...] muss [er] seine Sache nicht auf gut Glück machen und mischt die Farbstoffe chemisch.* (TST)

In einem Brief, den Johann Caspar Tschudi am 13. März 1850 einem Bekannten, Fridolin Vögeli, nach Traun bei Linz geschrieben hatte, ist noch zu erfahren, wie Joachim einmal doch sehr direkt mit dem Krieg in Berührung gekommen war:

Er [Zopfi, ein Angestellter] musste anno 1847 wie mein Sohn Major auch in Sonderbundskrieg, und bei dem Treffen bei Meierskappel brannte ihm eine Kugel unterm Knie durch den Kaput, in welchem Augenblick mein Sohn zu seiner Seite stand. (TST)

✱

Am 26. November war das Bataillon nach Cham zurückmarschiert, hatte sich dann nach Arth und Küssnacht verschoben, dann nach Schwyz und Gersau. Über den Sattel gelangte es nach Lachen. Johann Caspar Tschudi

⁶⁹ Streiff, S. 29.



Joachim Tschudi, 1822–1893 (Tschudi Stiftung, Schwanden)

schrieb am 23. Dezember einem Vetter: *Vorige Woche waren sie in Lachen und benachbarte Dörfer. Nun sind sie wieder in Zug.* Nämlich in Menzingen und Baar. Am 30. Dezember war das Bataillon in Richterswil und kehrte am 1. Januar 1848 unter «Kanonenendonner» nach Glarus zurück. Am nächsten Tag wurde es nach Hause entlassen. Joachim wurde von Fuhrhalter Zimmermann mit der Chaise abgeholt. (TST)

Übrigens war Divisionskommandant Dominik Gmür mit den Leistungen der ihm unterstellt gewesenen Glarner zufrieden. Er erteilte am 17. Februar 1848 *der Haltung und der Mannszucht das ehrenvollste Zeugnis*, stellte aber auch Schwachpunkte fest und empfahl, den Truppen *durch eine zweckmässige Einrichtung ihrer Instruktionskurse mehr Gelegenheit zu verschaffen, sich im Innern- sowie im Feldwach- und Sicherheitsdienst zu üben.* (PMK)

*

Neben der 3. Brigade Ritter der 5. Division etwas weiter westlich war am 23. November die 2. Brigade der 4. Division im Einsatz, die der Glarner Oberst Balthaser König aus Ennetbühls kommandierte.⁷⁰

⁷⁰ Bucher, S. 348.

Eine etwas verwickelte Geschichte verhilft uns dazu, einen Angehörigen der Brigade König zu Wort kommen zu lassen und noch andere Seiten des Feldzuges kennen zu lernen. Wobei – wie man sagt – die Sache in der Familie bleibt.

Anna Maria Tschudi (1824–1920), die 1847 noch unverheiratete Schwester von Joachim Tschudi und Verena Spelty-Tschudi, hatte 1850 den Thurgauer Rudolf Hanhart (1818–1872) aus Diessenhofen geheiratet.

Diessenhofen am Rhein im Canton Thurgau, wie Johann Caspar Tschudi seiner Schwester Verena Wild-Tschudi nach Amerika geschrieben hatte, *circa 20 Stunden von hier (60 englische Meilen)*, ist ein Städtchen mit mittelalterlichem Anstrich, das 1460 bei der Eroberung des Thurgaus von den Habsburgern zu den Eidgenossen gekommen war. Die Familie Hanhart-Tschudi wohnte in der «Alten Sonne», einem der zahlreichen stattlichen Bürgerhäuser.

Da sich Paare nicht selten auf verschlungenen Wegen finden, könnte man es getrost auf sich beruhen lassen, wie gerade diese Glarnerin diesen Thurgauer gefunden hatte, obgleich es damals äusserst selten vorkam, dass eine Glarnerin einen Fremden heiratete.⁷¹ Anna Maria Tschudi hatte Ende August 1849 in Diessenhofen eine Jugendfreundin besucht und *zufällig einen der unverheirateten ledigen Herren kennen gelehrt*. (TST)

Noch heute wissen in Diessenhofen ältere Leute zu berichten, sie hätten davon gehört, dass bei der «Alten Sonne» Glarner Kutschen vorgefahren seien. Und späteren Briefen ist zu entnehmen, dass Joachim Tschudi, Alexander und Verena Spelty-Tschudi, aber auch Freund Caspar Jenny mit Frau Katharina in Diessenhofen auf Besuch waren – wie umgekehrt die Hanharts in Netstal, Ennenda und Schwanden.

Am 23. November war jener Hauptmann Conrad Hanhart, den wir bei der Sinserbrücke kennengelernt haben, etwas westlich von Meierskappel mit seiner Thurgauer Scharfschützen-Kompanie unterwegs. Da nach Dufours Befehl benachbarte Divisionen miteinander Fühlung zu nehmen hatten, ist ein persönlicher Kontakt von Offizieren nebeneinander agierender Truppen nicht auszuschliessen.

Auch die Familie des Scharfschützenhauptmanns Conrad Hanhart stammte aus der «Alten Sonne». Erst in der vorherigen Generation hatte sich die «Neuhof»-Linie abgezweigt. Rudolf Hanhart-Tschudi und der Scharfschützen-Hauptmann, der 1816 geboren wurde, waren Cousins. Taufzeuge Conrads war Onkel Martin Hanhart (1781–1845), Wirt zur «Alten Sonne» und Vater des Rudolf. Spätestens an der Hochzeit der Anna Maria Tschudi dürfte deren Bruder Joachim und der Cousin des Bräutigams herausgefunden haben, dass sie drei Jahre zuvor fast Seite an Seite bei Meiers-

⁷¹ Head-König, A., Eheversprechen, Illegitimität und Eheschliessung im Glarnerland vom 17. bis 19. Jahrhundert. JHVG, Heft 76. Glarus 1996, S. 158.

kappel im Einsatz waren, der eine mit den Glarner Auszögern, der andere mit seiner 101 Mann starken Thurgauer Schützenkompanie Nr. 5.⁷²

Hauptmann Hanhart hat Berichte an das Brigadekommando hinterlassen. Im Unterschied zu Alexander Speltys Briefen enthalten diese nichts Privates, höchstens insofern Persönliches, als sich der Verfasser in einem Punkt rechtfertigen musste.

Im Bericht der 4. Division über den Feldzug ist zu lesen:

*Nachdem von der 1. Brigade [Egloff] die Verbindung mit der gegen Buonas vorrückenden 5. Division hergestellt worden, begann das Vorrücken der beiden Brigaden [König und Ritter] zwischen 11 und 12 Uhr, langsam und namentlich für die 2. Brigade [König] wegen der vielen Hügel und Bachtobel, die genommen werden mussten, ermüdend.*⁷³

Das Zusammenspiel der Divisionen hatte am 22. November Oberst Gmür in einem Brief an Oberst Ziegler einzufädeln versucht:

*[...] sodass Sie schon diesen Abend die Brücke bei Sins schlagen lassen können und die Brigade Egloff sich mit meinem rechten Flügel verbinden kann, wozu ich Sie umso mehr ersuche, als morgen zu guter Zeit in den Canton Luzern einmarschiert werden könnte. Ich gedenke, meine Vorhut bis gegen Risch und Holzhäusern vorzuschieben.*⁷⁴

Wie erwähnt wurde der Krieg am 23. November in drei Gefechten entschieden. Bei Schüpfheim war die Division Ochsenbein siegreich, bei Meierskappel und bei Gisikon die Dufour direkt unterstellten Divisionen.

Über den Anteil der 4. Division am Gefecht bei Meierskappel am 23. November liegt neben dem Bericht von Hauptmann Hanhart vom 29. November ein solcher der Brigade König vor. In der Schilderung des Gefechts selber, das im Brigadebericht zwar als «Gefecht bei Gisikon am Rooterberg» bezeichnet wird, stimmen die Berichte überein. Sonderbarerweise wird Hanharts Einleitung vom Berichterstatter der Brigade nicht übernommen, der immerhin zu entnehmen ist, dass bei Eien schon über die Reuss gesetzt wurde, bevor die Pontonbrücke fertiggestellt war:

Den 22. November nachts 12 Uhr erhielt ich Befehl, mit meiner Compagnie an die Stelle der Reuss zu marschieren, wo eine Schiffsbrücke geschlagen werden sollte; ich marschierte morgens den 23. um 5 Uhr ab und langte um 6 Uhr daselbst an, und sobald die Schiffe von einer Pontonier Compagnie angelangt waren, wurde meine Compagnie in Schiffen ans jenseitige Ufer (Canton Zug) gesetzt, wo ich alsbald die Compagnie auf der dortigen Anhöhe aufstellte; kaum war es geschehen, als eine feindliche Batterie ihr Feuer eröffnete, wobei sich unsere Mannschaft ernst und ruhig verhielt; immer einen Angriff von den Sonderbundstruppen erwartend, welche in nicht weiter

⁷² Staatsarchiv des Kantons Thurgau; Offiziersetats, Stammbäume Hanhart.

⁷³ ZBZ; Ms. T. 144. 40

⁷⁴ Ms. T. 144. 20

*Ferne laut jubelten und lärmten. Unterdessen wurde die Schiffsbrücke nach und nach fertig und während dieser Zeit rückte die Brigade Egloff vom Zugergebiet heran.*⁷⁵

Das ist wohl der letzte Bericht über eine Flussüberquerung, die eine Einheit der Schweizerarmee nicht in einer Manöverübung, sondern im Krieg durchgeführt hat. Am andern Ufer wartete nicht ein Schiedsrichter, sondern der leibhaftige Feind.

Über den weiteren Verlauf des Vorstosses Richtung Rooterberg, an dem der Brigadeadjutant, Stabshauptmann Bartholome Streiff aus Glarus, beteiligt war, gibt der Bericht Hanharts Auskunft, dem der Bericht der Brigade über weite Strecken wörtlich entspricht:

*Um 1/210 Uhr erhielt ich von Herrn Divisionär Ziegler den Befehl, den linken Flügel der Division zu decken, was ich sogleich befolgte und vorwärts marschieren liess. Kaum hatte meine Compagnie die Zuger-Luzerner-Strasse überschritten, so stiessen wir auf feindliche Truppen, welche am Fusse des Rooterberges aufgestellt waren. – Unterstützt von einer Compagnie Thurgauer Jäger vom Bataillon Ernst und von einer Compagnie Aargauer Jäger vom Bataillon Berner gelang es uns unter immerwährendem Rottensfeuer die feindlichen Truppen zurückzudrängen; lebhaft wurde unser gut unterhaltenes Feuer von den Gegnern erwidert. Dessenungeachtet rückten wir immer rascher vorwärts, so dass die sonderbündischen Truppen sich nach 1/2stündigem Kampfe auf die Anhöhe bei Meierskappel auf den Rooterberg zurückgeschlagen sahen und sich hier in auserwählter Stelle bei der Kapelle in Schlachtordnung aufstellten.*⁷⁶

Die Kapelle befindet sich beim sog. Michaelskreuz auf einer Anhöhe des Rooterberges etwa 300 Meter über der Talebene. Im Bericht Hanharts heisst es weiter: *Herr Stabshauptmann Streiff gab uns den Befehl, den Feind anzugreifen und zwar auf dem linken Flügel, wo wir von einem Wald geschützt waren [...]*

Zur Hauptsache betrifft der Befehl vom 25. November Hauptmann Hanhart persönlich:

Mit grösstem Missvergnügen musste ich übrigens erfahren, dass Sie mit Ihrer Mannschaft ohne irgendwelche Erlaubnis oder Befehl vorgestern Abend nach Oberrüti sich zurückbegeben haben, während alle andern Truppen, die mit Ihnen von der Höhe der Kapelle zurückkamen, in Gisikon meine Ordre erwarteten, die auch daselbst, wie es sich erweist, kurz nach Ihrem Abmarsch nach Rüti eintraf. Ebensowenig ist zu entschuldigen, dass Sie gestern Morgen früh nicht im Lager eintrafen und den ganzen Tag über keine Berichte mir zusandten. Ich werde Sie jedenfalls für solch eigenmäch-

⁷⁵ Ms. T. 144. 22

⁷⁶ Ebenda.

tiges und subordinationswidriges Handeln zur Rechenschaft ziehen und erwarte künftig besseres Verhalten.

«Von der Höhe der Kapelle» kamen am Abend des 23. November jene Truppen zurück, die während des Tages auf den zwischen Meierskappel und Gisikon liegenden Rooterberg vorgestossen waren und gegen Abend die Michaelskapelle erreicht hatten. Hanhart nahm am 29. November in seinem «Bericht über die Teilnahme am Gefecht des 23. November bei Meierskappel» zur Angelegenheit Stellung:

Gegen Abend zogen sich die hinter uns stehenden Truppen (Thurgauer und Appenzeller) zurück, und auch ich trat mit meiner Compagnie auf erhaltene Ordre langsam und unter fortwährend unterhaltenem Feuer den Rückzug an und langte mit einbrechender Nacht am Fusse des Berges an, hier liess ich die Compagnie sammeln und überzeugte mich, dass die meisten Schützen ihre Munition verschossen hatten und fand es dafür zweckmässig, in unser Standquartier Oberrüti zurückzukehren, um dieselbe aus unsern Caisons zu ergänzen.⁷⁷

Im Bericht der Division über das Gefecht wurde diese Begründung übernommen und damit, wie es scheint, auch akzeptiert.⁷⁸ Conrad Hanhart war wie Alexander Spelty tüchtig, pflichtbewusst und entscheidungsfreudig, aber der eine wie der andere war es nicht aus blindem Gehorsam.

Im Befehlssbuch der Brigade König und bei den Akten der Division Ziegler haben sich die Befehle erhalten, die Hauptmann Hanhart während des Feldzuges erhalten hatte. Der erste ist am 2. November, der letzte am 17. Dezember geschrieben worden. Die meisten Befehle ordnen eine Dislokation an. Innert 45 Tagen wurde zwischen Sarmensdorf im Freiamt, Malters im Entlebuch und Luzern mindestens zwölfmal das Quartier gewechselt. Am 9. November war Hanharts Kompanie am Vorfall bei der Sinslerbrücke beteiligt und am 12. November gegen die Sonderbundstruppen eingesetzt, die ins Freiamt eingedrungen waren.

Der Befehl vom 25. November, den die Kompanie Hanhart in Luzern erhielt, gibt nebenbei einen Einblick in die damalige Waffentechnik: *Bis auf weitere Ordre befehlen Sie Ihrer Mannschaft, Kleider, Waffen und Lederzeug zu reinigen und allfällig Mangelhaftes auszubessern. Sollten Stutzer entladen werden müssen, so sind die Schüsse nicht loszufeuern, sondern herauszuziehen.⁷⁹*

Am 17. Dezember erhielt die Kompanie Hanhart den letzten Befehl:

Ich bringe Ihnen anmit zur Kenntnis, dass Ihre Compagnie aus dem eidgenössischen Dienst entlassen ist und heute nach Root zu marschieren hat. Hier beigeschlossen erhalten Sie die Marschrouten und Tagesbefehl. – Der

⁷⁷ Ebenda.

⁷⁸ Ms. T. 144. 38/39.

⁷⁹ Ms. T. 144. 22.

wegen falscher nach Hause erstatteter Berichte inhaftierte Mann Ihrer Compagnie hat hier in Haft zu verbleiben.

Auch die Marschroute für den Heimweg ist in einem Befehl festgehalten:

Sammlungsort: Root / December 18.: Thalwil / December 19.: Nürensdorf / December 20.: Frauenfeld (Entlassung)

✱

Man spürt, liest man den Brief Johann Caspar Tschudis vom 7. Dezember, seine Erleichterung förmlich. Die Auszügler waren jetzt auf dem Rückmarsch. Er bat den Sohn um weitere Berichte, damit er die Dislokationen verfolgen könne, und machte sogar den Cicerone:

In Einsiedeln wirst Du das Kloster von innen und aussen wohl besehen. Ich war Anno 1815 auch darin, in der Bibliothek, im Kunstkabinett [...] und in der Kirche.»

Am 11. November hatte er ein besonderes Thema aufgegriffen:

Bis dato ist hierlands noch nicht wie in andern löblichen Cantonen für die bedrängten Familien Vorsorge getroffen worden. Das Bulletin der Glarner Zeitung hat hierüber einen ernstlichen Anzug und eine Mahnung an die Gemeinderäte gemacht. Dies sollte allerdings zur Hand genommen werden, denn ohne Zweifel muss manches unschuldige Kind fest leiden!»

Am 28. Dezember kam er auf einen Fall zu sprechen, der an jenen seines Schwiegersohns mit Thomas Laager erinnert:

Überbringer dies[es Briefes] ist der Vater von dem unglücklichen Soldat Hässy, der in Wädenswil in einem Goldladen gestohlen haben soll. [...] Nun soll ich Dir diesen armen Mann empfehlen, dass sein gefallener Sohn so gnädig als möglich für seine begangene Tat bestraft werden möchte, als dies etwa von Dir abhängt.

Am 23. April 1850 schliesslich, an der Hochzeit seiner Tochter Anna Maria, hatte er Hauptmann Conrad Hanhart kennengelernt, dem er wenig später zur Geburt des ersten Kindes gratulieren liess. (TST)

Von der Alten Eidgenossenschaft zum Bundesstaat

Mit dem letzten Satz, den Alexander Spelty am 8. Dezember nach Hause geschrieben hatte, liess er eine Episode in seinem und seiner Frau Leben hinter sich – in Erwartung einer besseren oder doch ruhigeren Zukunft:

Wir müssen in Gottes Namen unsern Hochzeitstag getrennt voneinander verleben. Wir wollen es aber schon wieder nachholen, wenn unsere Wünsche und Hoffnungen sich realisieren.

Für die Schweiz haben sich in der Folge Wünsche und Hoffnungen realisiert. Mit der Bundesverfassung von 1848 wurde ein Friede hergestellt, der

bis heute standgehalten hat. Immerhin kann man die Frage stellen, ob ihn das Zusammengehörigkeitsgefühl möglich gemacht hat, oder ob er militärisch durchgesetzt worden ist.

Wobei die kriegerische Auseinandersetzung bei einer Stärke der Tagsatzungstruppen von 99 000 Mann mit 172 Geschützen und einer solchen des Sonderbundheeres von 30 000 Mann mit 74 Geschützen zwangsläufig so ausgehen musste, wie sie ausgegangen war – abgesehen davon, dass die militärische Führungsstruktur des Sonderbundes nicht zweckmässig war; der Oberbefehlshaber hatte auszuführen, was der ungeschickt agierende Kriegsrat befahl.

Ein Bewusstsein davon, dass hier Politik mit militärischen Mitteln betrieben wurde, war schon bei den Zeitgenossen vorhanden und kommt z.B. in den 1848 von Feldprediger Jakob Streiff veröffentlichten «Reminiscenzen» zum Ausdruck, natürlich positiv beurteilt: «[...] *der denkwürdige 23. November, dieser Ehrentag der bundesgetreuen Eidgenossen, der über das Schicksal unseres Vaterlandes entschieden hat.*»⁸⁰

General Dufour rühmt man nach, dass er den Feldzug schonend geführt habe. Für die Politik, d.h. für die Tagsatzung ging es dann darum, aus dem militärischen Erfolg eine neue Verfassung zu machen – und zwar ebenso schonend wie Dufour den Krieg geführt hatte.

Der konfessionelle Aspekt ist in einem der Briefe auch berührt worden. Eine gewisse Rolle mag er gespielt haben – jedenfalls ist Religiöses alleweil geeignet, Leidenschaften zu wecken und das Volk für irgendeinen unheiligen Zweck zu mobilisieren. Indessen hatte General Dufour seinen Divisionskommandanten aufgetragen, katholische Kirchen und Einrichtungen zu schonen, *um so viel als möglich den konfessionellen Charakter zu verwischen, den man diesem Krieg so gern aufprägen möchte.*⁸¹

In der Tat war im Falle des Sonderbundskrieges der Konflikt primär politischer Natur und wurde zwischen Konservativen und Liberalen ausgetragen – und solcherlei gab es bei beiden Konfessionen. Immerhin war die Jesuitenberufung eine derartige Provokation, dass der Schulterschluss zwischen Protestantismus und Radikalismus zwangsläufig zustande kam.⁸² Mit den Jesuiten als Vorwand konnten unterschiedlichste Interessen unter einen Hut gebracht werden.⁸³

Es ist nicht zu übersehen, dass weder der Krieg noch die neue Bundesverfassung alle konfessionellen Irritationen haben aus der Welt schaffen können. In der Zeit des Kulturkampfes, 1873 bis 1875, ergab sich wegen der Vertreibung des Bischofs von Basel aus Solothurn und des Generalvikars

⁸⁰ Streiff, S. 26.

⁸¹ Jaggi, A., Die Gründung des Bundesstaates, Bern 1948, S. 92.

⁸² Conzemius, V., «Liberaler» und «ultramontaner» Katholizismus. NZZ vom 22./23. Januar 1977, S. 61.

⁸³ Conzemius, Politiker zwischen den Fronten. NZZ vom 16./17. Dezember 1978, S. 61.

von Lausanne und Genf sowie der Entlassung von bischofstreuen Geistlichen im Berner Jura so etwas wie eine neue Sonderbundssituation. Damit zusammenhängend schwelt die Jurafrage bis in unsere Tage weiter.⁸⁴

Hätte es 1847 trotz allem nicht unblutig ausgehen können? Immerhin war der Kriegsbeschluss der Tagsatzung nur mit knappster Mehrheit zustande gekommen. Der Sonderbund war gegen die Interessen der andern Kantone und des ganzen Landes gerichtet und verstieß zweifelsohne gegen den Bundesvertrag. Anderseits waren die Sonderbundskantone «berechtigt», die Freischarenzüge abzuwehren und solchen vorzubeugen, und es war nicht unschweizerisch, die kantonale Autonomie zu verteidigen. Im Aargau sind von den acht einmal aufgehobenen Klöstern vier Frauenklöster wieder hergestellt worden, drei davon vorübergehend bis 1876, geblieben ist nur das Kloster Fahr an der Limmat am Stadtrand von Zürich.⁸⁵ Die Jesuiten – dieser hochgespielte Stein des Anstosses – waren in Freiburg schon seit 1818 tätig⁸⁶, ohne grosses Aufsehen zu erregen.

Dazu ein glarnerisches Detail: Landammann Cosmus Blumer wollte an der Tagsatzung nicht für Krieg stimmen müssen und trat als erster Gesandte zurück. Er wurde von Ratsherr Kaspar Jenny (1812–1860) aus Ennenda, Landammann von 1848 bis 1857, ersetzt. Zweiter Gesandte war Zivilgerichtspräsident Johann Jakob Blumer (1819–1875), nachmals Bundesgerichtspräsident.⁸⁷

*

Es hat sich 1847 nicht nur die Spannung entladen, die sich in den paar Jahren davor aufgebaut hatte. Seit dem Ende der Alten Eidgenossenschaft und dem Zwischenspiel mit der Helvetischen Einheitsrepublik hat sich ein scharfer Gegensatz eben zwischen konservativ und liberal, zwischen der hergebrachten Ansicht, was ein Staat sein soll, und jener, was ein moderner Rechts- und Verfassungsstaat sein müsste, also zwischen Gegnern und Befürwortern einer Revision des Bundesvertrages von 1815 entwickelt.

Was 1798 zu bestehen aufgehört hatte, war ein überholtes, hinfälliges Gebilde geworden. Jedenfalls war es nicht ein republikanischer Staat mit bürgerlichen Grundrechten, was die von der Französischen Revolution inspirierte «eine und unteilbare Helvetische Republik» hätte sein können, wäre sie nicht von französischen Truppen importiert worden. Sie wurde von einem Teil der Bevölkerung eher als Zwang denn als Befreiung empfunden. Sie befreite aber in vielen Gegenden die Landbevölkerung von der oligarchi-

⁸⁴ Dürrenmatt, P., Schweizer Geschichte. Zürich 1963, S. 561 ff.

⁸⁵ Kläusli, B. A., Das Kloster Fahr im Streit der Kantone. NZZ vom 11./12. Juni 1977, S. 70.

⁸⁶ In der NZZ vor 150 Jahren: Freytag, den 23. October 1818. NZZ vom 27. Oktober 1968, S. 61.

⁸⁷ Winteler, Geschichte, Bd. 2., S. 477.

schen Herrschaft der Städte und verschaffte allen Kantonen Gleichberechtigung.⁸⁸ Sie brachte ein einheitliches Strafrecht, verbot die Folter, erneuerte und förderte das Erziehungswesen usw. Aber sie war mit Fremdherrschaft samt Besatzungsarmee verbunden. Die Helvetik war wohl so etwas wie der verfrühte Versuch, eine neue Staatsidee zu realisieren, die dann 1848 in kluger Abwandlung zum Tragen gekommen ist.⁸⁹ Nebenbei: Der im Kanton Glarus gebräuchliche Titel «Landesstatthalter» ist helvetischen Ursprungs.

Die Mediation von 1803 stellte das traditionelle Tagsatzungssystem mit all seinen Unzulänglichkeiten wieder her. Neu war bloss, dass zu den 13 alten Orten 6 neue, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt und Graubünden, dazugekommen waren und dass ein schweizerischer Landammann die Staatsspitze bildete. Die Restauration von 1814/15 brachte nichts besseres. Zwar wurden die Eingriffe Napoleons eliminiert, aber die 22 Kantone – zu den 19 bisherigen waren das Wallis, Neuenburg und Genf dazugekommen – schlossen den neuen Bundesvertrag unter dem Druck der in Wien versammelten Grossmächte ab.⁹⁰ Die Regeneration von 1830/31 war eine europäische Bewegung, ausgelöst von der Junirevolution in Frankreich. Im Bund kam es nur zu einem Entwurf für eine neue Verfassung. In zwölf Kantonen gab es Verfassungsänderungen – in einem Geiste, den man als «liberal» oder «freisinnig» zu bezeichnen begonnen hatte. Treibende Kraft war die Wirtschaft. Der Konflikt im ganzen dürfte genauer genommen ohnehin politisch-ökonomischer Natur gewesen sein.

Im Kanton Glarus und im ebenfalls schon hochindustrialisierten Appenzell Ausserrhoden, beides Landsgemeindekantone, blieb ein Umschwung aus. Erst 1836 gab sich Glarus eine neue Verfassung, allerdings mit einem spezifischen Ziel: Es sollte die Doppelspurigkeit abgeschafft werden, die seit der Reformation bestand, indem es alles in reformierter und katholischer Ausführung gab, die Verwaltung, die Rechtsprechung, die Obrigkeit und die Landsgemeinde, mit andern Worten: es sollte die seit zwei Jahrhunderten bestehende faktische Landesteilung aufgehoben werden. Das Ziel war nicht ohne Widerstand der Katholiken zu erreichen; Näfels gab diesen erst auf, als Infanterie einmarschierte. Daran mag sich am 7. November 1847 der Zeitungsschreiber erinnern haben, als er berichtete, die Vereidigung der Glarner Landwehr sei ohne «die mindeste Schwierigkeit» erfolgt.

Die unruhigen Zeiten blieben unruhig, bis statt der untauglichen Versuche, die Alte Eidgenossenschaft wiederzubeleben, der Versuch gewagt wurde, eine «Neue» zu schaffen.

⁸⁸ Vgl. Gir, P., Freiheitliche Vorarbeit der Helvetik. NZZ vom 24. Oktober 1995, S. 67 und Altermatt, U., Zu feiern wäre eine Erfolgsstory. Weltwoche vom 8. Juni 1995, S. 41.

⁸⁹ Stadler, P., Politik und Religion bei Pestalozzi. NZZ vom 2. Mai 1996, S. 91.

⁹⁰ Specker, A., Abriss der Welt- und Schweizergeschichte. 2. Teil. Glarus 1942, S. 144.

Mit dem Beschluss, den Sonderbund mit militärischen Mitteln aufzulösen, wollte die Tagsatzung eine Gefahr abwenden. Wie wir heute wissen, bestand diese aus einem irrwitzigen Plan, der zwar wenig Aussicht hatte, verwirklicht zu werden, der aber zeigt, wie verfahren die Situation war. Selbst wenn die Tagsatzung den Plan des führenden Kopfes des Sonderbundes, des Luzerner Schultheissen Constantin Siegwart-Müller (1801–1869), nicht oder nicht genau kannte, war ihre Sorge um den Bestand des Bundes berechtigt.⁹¹

Leonhard von Muralt hat den Sonderbundskrieg mit dem «Deutschen Krieg» von 1866 zwischen dem Kaiserreich Österreich und dem Königreich Preussen und mit dem Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten von Amerika von 1861/65 verglichen. Für uns ist vor allem der Vergleich mit Amerika interessant:

*In Amerika und in der Schweiz bestanden dieselben politischen und sozialen Voraussetzungen, beide Länder waren in ihren Gliedern und im ganzen republikanisch, und in ihrer Vorgeschichte hatten sie die liberalen und demokratischen Formen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens entwickelt.*⁹²

Allerdings waren die amerikanischen Staaten schon seit Ende des 18. Jahrhunderts durch eine bundesstaatliche Verfassung zusammengeschlossen. Die Schweiz war immer noch ein loser Staatenbund. Weil Präsident Abraham Lincoln befürchtete, dass die Sezession der Südstaaten die Autorität und sogar den Bestand des Bundesstaates gefährden könnte, führte er zur Wiederherstellung der staatlichen Ordnung einen Krieg. Die Verfechter einer einigen Eidgenossenschaft entschlossen sich aus dem selben Grund zum Krieg, der dann nicht nur das Bisherige erhalten liess, sondern zu etwas Neuem führte – zu einem Staat, der nach dem Vorbild des amerikanischen die bloss lose verbundenen Glieder enger und fester miteinander verknüpfte.

*

Was Constantin Siegwart-Müller beabsichtigte, war die Teilung der Eidgenossenschaft in eine römisch-katholische und eine evangelisch-reformierte Hälfte von je elf Kantonen. Da im Sonderbund erst sieben katholische Orte beieinander waren, sollten vier weitere, nämlich Solothurn, St. Gallen, Tessin und neu der Kanton Pruntrut, dazukommen. Dieser sollte durch Abtrennung des Jura von Bern geschaffen werden, jene sollten eine katholisch-konservative Regierung erhalten. Diesen elf katholischen wären dann aber zwölf evangelisch-reformierte gegenüber gestanden. Darum hätte schlicht und einfach ein bestehender Kanton, einer der acht alten Orte, näm-

⁹¹ Leutenegger, Th., Konfliktreicher Weg zur modernen Schweiz. NZZ vom 11. Dezember 1995, S. 15.

⁹² Muralt von, L., Deutsche Politik und deutscher Krieg im Jahre 1866. NZZ vom 21. Juni 1966.

lich Glarus, aufgelöst, das heisst, der vordere Teil hätte Schwyz, der hintere Uri zugeteilt werden sollen.⁹³ *Zweckmässig dürfte wohl [...] die Teilung des durch und durch verdorbenen Kantons Glarus zwischen Uri und Schwyz sein!*, schrieb Siegwart-Müller in einer Denkschrift an Fürst Metternich.⁹⁴ Zudem sollten Bern, die Waadt, der Aargau und Zürich Gebiete an benachbarte katholische Stände abtreten.

Die Glarner hatten also einen Grund mehr als die andern, gegen den Sonderbund zu sein und für dessen Auflösung zu kämpfen. Nur wussten sie davon wohl nichts, auch davon nicht, dass sie verdorben seien, weil sie tüchtig waren und auch nach diessseitigem Erfolg trachteten.

Interessant ist, was ein anderer Luzerner, Philipp Anton Segesser (1817–1888), ebenfalls ein konservativer, später über den Sonderbund dachte: *Der Sonderbund war nutzlos in politischer und schädlich in militärischer Beziehung. Er war in seiner ganzen Anlage ein politischer Missgriff. Er isolierte die konservativen Elemente in den äussern Kantonen und gab den Gegnern den erwünschten Vorwand, den längst gehegten Plan der Vernichtung des konservativen Prinzips mit Kraft und Anklang im Volke zustande zu bringen.*⁹⁵

*

1798 war nur die Alte Eidgenossenschaft untergegangen, nicht die Schweiz. 1847 bestand für diese durchaus die Gefahr unterzugehen. Noch grösser aber war diese Gefahr 32 Jahre früher – bei der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1814/15. Man fragte sich dort allen Ernstes, ob es dieses zerstrittene und zerfahrene Gebilde noch geben sollte. Die Mächte setzten dafür einen besondern Ausschuss ein, dem unter andern als Vertreter Preussens Wilhelm von Humboldt (1767–1835) angehörte. General Knesebeck empfahl dem Ausschuss, die Schweiz, die Niederlande und Belgien dem Deutschen Bund, der von 1815 bis 1866 bestehenden Vereinigung deutscher Einzelstaaten, anzugliedern.

*In deutscher Gesamtheit wird der Schweizer wieder Schweizer, der Bata-
ver wieder Bataver werden; einzeln sind sie – nichts.*

Humboldt sah die Sache ähnlich:

*Die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz waren ohnedies Chi-
mären, sobald im Lande zwei Parteien auftraten, deren schwächere immer
den ihr passenden Nachbar zu Hilfe rief.*⁹⁶

Was nicht gerade freundlich tönt, aber in jenen Jahren leider zutraf und im Sonderbundskrieg nochmals zutreffen wird. Humboldt schlug vor, *die*

⁹³ Leutenegger, S. 15.

⁹⁴ zit. nach Winteler, J., Glarus und der Sonderbund, S. 23.

⁹⁵ Heer, A., und Binder, G., Der Sonderbund. Zürich 1913, S. 123.

⁹⁶ Hauser, A., Die deutschen Integrationspläne der Jahre 1814–1838 und die Schweiz. NZZ vom 23. Februar 1964.

schweizerische Neutralität auf ewig zu sanktionieren, unter der Bedingung, dass die Schweiz in jedem Krieg ihre Grenze mit einer bestimmten Truppenzahl besetze und ein für allemal eine bestimmte Truppenzahl in deutschen Sold gebe und im Kriegsfall noch zu vermehren verspreche, dagegen auf das Recht verzichte, irgendeiner andern Regierung Truppen in Sold zu geben. Weiter schlug er ein ewiges Bündnis der Schweiz mit Deutschland vor, indem er argumentierte, dass auch einsichtige Schweizer wüssten, worauf die physischen und moralischen Übel zurückzuführen seien – auf die Entfernung von deutscher Sitte, deutscher Sprache und deutscher Bildung.⁹⁷

Der solches vorschlug, war nicht irgendwer und nicht nur der Bruder des andern, des noch berühmteren Humboldt, des Naturforschers Alexander – er war der zunächst staatsfremde Privatmann höchster persönlicher Bildung, einer der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, Freund Goethes und Schillers, der ein wichtiger Mitgestalter preussischer Politik und preussischer Reformen wurde. Die Auflösung der europäischen Kleinstaaten war nicht nur eine Idee, sie lag im Trend. Sie hätte bei der Neuordnung Europas im Spiel der Mächte leicht zur Notwendigkeit werden können. Es ging eben keinesweg um das Recht jeder Nation, einen eigenen Staat zu bilden – es ging um das vielberufene europäische Gleichgewicht, für das die Kleinstaaten als Manöveriermasse dienten.

Für dieses Gleichgewicht sind denn auch von den Mächten die belgischen Provinzen dem Königreich der Niederlande zugeteilt worden – um dann 17 Jahre später für das selbe Gleichgewicht aus den gleichen Provinzen Belgien zu machen. Und 1870 hätte Frankreich auf den schon erklärten Krieg gegen Preussen verzichtet, wenn dieses die Annexion Belgiens bewilligt hätte.⁹⁸ Die Sache mit den Truppen in deutschem Sold war keine noch nie dagewesene Zumutung einer fremden Macht. Mit der Mediationsverfassung musste die Schweiz 1803 noch einmal eine Militärkapitulation mit Frankreich eingehen, nach der Napoleon 16 000 Schweizer anwerben und deren Offiziere ernennen durfte.⁹⁹

✱

Zum Anschluss oder zur Auflösung der Schweiz ist es nicht gekommen, obwohl die innere Einigung noch bis 1848 auf sich warten liess. Dass Humboldts Idee nicht Wirklichkeit wurde, verdanken die Eidgenossen nicht sich selber, sondern dem russischen Zaren Alexander I. (1777–1825), der beherrschenden Figur auf dem Kongress. Jedenfalls scheiterte ein anderer Plan,

⁹⁷ Bonjour, E., Die Neuordnung der Schweiz durch die Verträge von 1815. NZZ vom 27. Juni 1965.

⁹⁸ Frei, D., Das Prinzip des europäischen Gleichgewichts und das Völkerrecht. NZZ vom 26. Januar 1969, S. 51.

⁹⁹ Winckler, M., Die «Neue Zürcher Zeitung» und die Krise im Juli 1870. NZZ vom 26./27. März 1977, S. 68.

jener Metternichs, die Schweiz zu einem österreichischen Protektorat zu machen, am Einspruch des Zaren. Im übrigen ersparte die Weiterexistenz der Schweiz den Mächten endlose Dispute darüber, wie die Beute zu verteilen gewesen wäre.

Was sich auf dem Wienerkongress schliesslich durchsetzte, war die Einsicht, dass die unverletzliche Existenz der Schweiz, ihre Unabhängigkeit von ausländischem Einfluss und ihre immerwährende Neutralität (ausgedehnt auf Nordsavoyen) im eigensten Interesse der Mächte lagen. Nicht um ihrer selbst willen sollte die Schweiz existieren, unabhängig und neutral sein, sondern um das europäische Gleichgewicht gewährleisten zu helfen.

Nicht edle Gesinnung, nicht Respekt vor Heldentaten, nicht schweizerisches Verhandlungsgeschick haben die Mächte bewogen, so zu entscheiden, wie sie entschieden haben. *Unsre Ansprachen interessieren niemanden*¹⁰⁰, berichtete der Berner Vertreter Ludwig Zeerleder (1772–1840) am 14. Oktober 1815 seiner Regierung.

Mit Recht gab der Glarner und Schweizer Jost Spelty seinem 1815 in Petersburg geborenen Sohn den Namen des Zaren, «Aleksandr», der über seinen politischen Einfluss hinaus den 3000 Gulden, die die Glarner in Petersburg in jenen Hungerjahren in ihre Heimat schickten, seinerseits 7167 Gulden beisteuerte.¹⁰¹ 1814 hatte er sich sogar gegen den Durchmarsch alliierter Truppen gestellt, und gedroht, die Verletzung des Vaterlandes seines verehrten Lehrers La Harpe als Kriegserklärung gegen Russland zu betrachten.¹⁰²

1847 war es der englische Aussenminister Henry John Palmerston (1784–1865), dem es die Schweiz zu verdanken hat, dass eine Intervention der europäischen Mächte, vorab Österreichs und Frankreichs, diplomatischer oder militärischer Art, verhindert oder doch verzögert wurde, bis diese zu Hause mit Revolutionen zu tun hatten. Die Eidgenossen konnten 1847 und 1848 anders als 1814/15 ihre Angelegenheiten selbständig und ungestört regeln. Palmerston wünschte keine Stärkung des französischen und österreichischen Einflusses in der Schweiz und keine davon verursachte Störung des europäischen Gleichgewichts.¹⁰³

*

Aus der Alten Eidgenossenschaft, die ein deutschsprachiges Land mit welschen Untertanen war, wurde 1848 die Schweiz, die ein mehrsprachiges Land ist, sogar ein Land mit zwei-, bzw. dreisprachigen Kantonen. Gelingen konnte die Umgestaltung nur, wenn die Bundesgewalt verstärkt werden konnte, ohne dass die Selbstständigkeit der Kantone übermässig beschnitten

¹⁰⁰ Gagliardi, E., Geschichte der Schweiz. Bd. 2. Zürich 1937, S. 1227.

¹⁰¹ Winteler, Geschichte, S. 355.

¹⁰² Kissinger, H. A., Grossmacht Diplomatie. Frankfurt/M. 1975, S. 134.

¹⁰³ Bonjour, England und die Schweiz im 19. Jahrhundert. NZZ vom 9. April 1967, Blatt 5.

werden musste. Darin hatten sich bisher die Verfechter eines Einheitsstaates und die Verteidiger herkömmlicher kantonaler Selbstherrlichkeit gegenseitig blockiert. Einen Ausweg bot die amerikanische Lösung mit den zwei parlamentarischen Kammern plus die eigene Rechtstradition plus etwas französisches Verfassungsrecht. Zwar obsiegte die amerikanische Lösung erst nach leidenschaftlichen Diskussionen und nachdem auch andere Möglichkeiten erwogen worden waren.

Der Bundesrat mit seinen sieben Mitgliedern hat sein Vorbild im kollegialen und departementalen System der französischen Direktorialverfassung, die zwar nur 5 statt 7 Direktoren und kein Mitspracherecht bei der Gesetzgebung kannte. Der schweizerische Bundesrat verkörpert das spezielle Regierungssystem, das ohne «persönliche Autorität» eines Herrschenden oder Machtbefugten auskommen muss. Auf die besonderen schweizerischen Bedürfnisse – vor allem auf jene der kleinen Stände – ausgerichtet ist auch die Gleichstellung von Stände- und Nationalrat.¹⁰⁴

Der Bundesstaat hatte einen Verbund von Staaten abzulösen, in dem im einen Fall eine Aristokratie, im andern eine zünftisch organisierte Stadt und wieder im andern die Landsgemeinde unter freiem Himmel die Staatshoheit ausübte.

Das Kunststück, wenn man so sagen kann, bestand in der Verbindung von Einheit und Föderalismus. Das heisst, Verschiedenes und Unterschiedliches zusammenzubringen, ohne Verschiedenheit und Unterschiedlichkeit aufzuheben – aber auch, ohne die Handlungs- und Leistungsfähigkeit des Ganzen einzuschränken. Es mag auch die Erkenntnis oder die Einsicht im Spiel gewesen sein, dass der engere Zusammenschluss für die Kantone notwendig war, um ihre Selbständigkeit besser oder überhaupt bewahren zu können.¹⁰⁵

Von all dem, was des Schweizers Schweiz ausmacht, was ihm als Selbstverständlichkeit erscheint, Freiheit, Unabhängigkeit, Neutralität, Volksrechte und anderes mehr, *ist der Föderalismus das einzige geschichtlich durchgehende Prinzip*¹⁰⁶. Alexander Spelty setzte seine grosse Hoffnung zwar in eine künftige *einige* Eidgenossenschaft, aber es lag ihm deswegen der eigene Kanton, von dem er am 26. November geschrieben hatte: *obwohl wir umso näher unserem lieben Ländchen rücken* – nicht weniger am Herzen. Es bedeutete ihm die Eidgenossenschaft viel, aber nicht alles. Sie war nicht das, wohin man aus dem Krieg zurückkehrte: *so dass wir noch heute der lieben Heimat zu marschieren* (30. November)

¹⁰⁴ Hafen, Th., «Pensée» und «action». NZZ vom 8./9. Juni 1996.

¹⁰⁵ Böckenförde, E.-W., Die Schweiz – Vorbild für Europa? NZZ vom 14./15. Dezember 1991, S. 65.

¹⁰⁶ Chenaux-Repond, D., Verfassung als Vermächtnis und Gestaltungsauftrag. NZZ vom 29./30. Juni 1996, S. 17.

Im Brief vom 25. November hatte er mit *Juhu* und *Lebe hoch* den Frieden, den es gibt, und die *einige Eidgenossenschaft*, die es wieder gibt, begrüsst. Bezeichnender- oder erstaunlicherweise erwartete er eine einige Schweiz, nicht eine freie. In der Tat waren nicht Volksrechte, auch nicht direkte Demokratie Ziele der 48er-Verfassung. Mit der Einigung auf eine zentrale Regierung und auf ein Parlament sollte ein handlungsfähiger Staat geschaffen werden.

*

Auf jeden Fall benötigte die Schweiz in den kommenden Jahren die mühsam errungene Einigkeit dringend. Man denke an die Spannungen zwischen ihr und Preussen im Neuenburger Konflikt und an Schwierigkeiten mit Frankreich wegen der Savoyer Frage, die unversehens aktuell werden konnte.

Neuenburg war seit 1815 sowohl ein eidgenössischer Stand als auch ein preussisches Fürstentum. Die Bevölkerung war zum Teil eidgenössisch, zum Teil preussisch gesinnt. 1847 war die Kantonsregierung pro-preussisch eingestellt, stand der Gesinnung nach auf der Seite des Sonderbundes, verhielt sich aber neutral und stellte keine Truppen. Im April 1848 stimmte das Volk für die Trennung von Preussen. Die Tagsatzung unterliess es aber in den letzten Monaten ihres Bestehens, die Angelegenheit mit dem König von Preussen zu regeln, der seinerseits in jenen Wochen andere Sorgen hatte. Der konfliktträchtige Zustand dauerte weiter und führte 1856/57 an den Rand eines Krieges. Erst der Verzicht Preussens konnte Schlimmstes abwenden.

Im Zweiten Pariser Frieden wurde 1815 auch Nordsavoyen, das wieder zum Königreich Sardinien-Piemont gehörte, neutralisiert und der Schweiz das Recht zugebilligt, das Gebiet im Kriegsfall militärisch zu besetzen.¹⁰⁷ Ein ziemlich zweifelhaftes Recht, das nicht nur 1860, als das Gebiet zu Frankreich kam, und 1870/71, als Frankreich von Preussen besiegt wurde, für Unruhe sorgte und Bundesräte und Militärs zu Expansionsträumen verführte. Zur Verwirklichung war dann der Bundesstaat zum Glück doch noch nicht einig genug. Erst 1928 verzichtete die Schweiz endgültig auf das Besetzungsrecht.¹⁰⁸

*

Der Sonderbundskrieg war nicht nur Voraussetzung für eine solche Umgestaltung des eidgenössischen Staatenbundes zum Bundesstaat, er kann auch als Vorspiel der liberalen europäischen Revolution von 1848 angesehen werden.

¹⁰⁷ Flisch, K., Elsass- und Savoyerfrager im Siebzigerkrieg. NZZ vom 14. Februar 1971, S. 53.

¹⁰⁸ Böschstein, H., Die Schweiz und Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg. NZZ vom 22. September 1968, S. 52.

Jakob Burckhardt (1818–1897) hat das in den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», wo er dem Sonderbundskrieg, was überraschen dürfte, fünf Zeilen gewidmet hat, wie folgt umschrieben: *Während sich der europäische Horizont mit revolutionärem Geist und mit der Voraussicht eines sozialen Kraches vollständig erfüllte, erhob sich in der Schweiz der Sonderbundskrieg, von kolossal unverhältnismässigen Sympathien und Antipathien begleitet, nur weil er ein Exponent der allgemeinen Lage war.*¹⁰⁹

Zu beachten ist, dass Burckhardt in die Einschätzung der allgemeinen Lage auch die sogenannte soziale Frage einbezog.

Was 1848 in der Schweiz und im europäischen Ausland geschah, waren keine isolierten Ereignisse. Es waren Ergebnisse eines langen Prozesses, vielleicht nur Zwischenergebnisse eines noch längeren. Aber die liberale Revolution, respektive die Gründung eines liberalen Staates glückte nur in der Schweiz. Ihre heutige Verfassung ist die einzige in Europa, die auf dieses Revolutionsjahr zurückgeht. Die 48er-Verfassung ist zwar zur weiteren Verstärkung der «nationalen Einheit» 1874 total revidiert, nicht aber in den Grundzügen verändert worden.¹¹⁰ Seither ist an der Bundesverfassung manches geändert worden, ohne dass sie unbrauchbar geworden ist. Zur direkten Demokratie musste sich die Schweiz erst entwickeln; in den ersten Jahrzehnten des Bundesstaates war sie davon noch weit entfernt.¹¹¹

Was sie aber vor und nach 1848 sicher gewesen ist, hatte Metternich bezeugt und zugleich zu erkennen gegeben, warum er hier Einfluss haben wollte: *Die Schweiz steht heute allein in Europa als Republik, und sie dient den Unruhestiftern aller Art zum Freihafen.*¹¹²

1848 ist ein liberaler Staat verwirklicht worden, aber es ist kein Nationalstaat wie jeder andere entstanden. «Nation» ist die Schweiz ohnehin nicht, weil die doppelte Zugehörigkeit der Deutschschweizer, der Welschen und der Tessiner auf der einen Seite zu einem einzigen politischen Verbund und auf der andern zu je einem andern Sprach- und Kulturraum so etwas nicht zulässt. «Schweiz» ist nicht der Name einer Nation, sondern der Begriff einer kulturellen Vielheit. Verschiedene Kulturen müssen nebeneinander, nicht miteinander leben können. Sie müssen sich darauf einigen, wie sie aneinander vorbeikommen. Steht die Schweiz nicht heute immer noch am *lebendigen Anfang ihrer Einigung?*¹¹³

Wie schon angedeutet, spielte bei der Gründung des Bundesstaates auch Wirtschaftliches eine wichtige Rolle. Einerseits konnte diese Staatsgründung nur gelingen, wenn die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen stimmten,

¹⁰⁹ Burckhardt, J., Weltgeschichtliche Betrachtungen. Köln 1954, S. 146.

¹¹⁰ Altermatt, U., Zu feiern wäre eine Erfolgsstory, S. 41.

¹¹¹ Bucher, E., Die Totalrevision der Bundesverfassung im Jahre 1874. NZZ vom 26. Mai 1974, S. 51.

¹¹² Steinberg, J., Why Switzerland? Weltwoche vom 13. März 1997, S. 61.

¹¹³ Muschg, A., Von der Nationalität zur Bestialität. Weltwoche Supplement vom September 1995, S. 10.

andererseits setzte das Gedeihen der Wirtschaft die verstärkte Bundesgewalt voraus. Auch die wirtschaftliche Situation Ende der 40er Jahre war das Ergebnis eines langen Prozesses.

Der Ewige Friede mit Frankreich im 16. Jahrhundert, dem das Kapitulat mit Mailand im 15. vorausgegangen war, öffnete dem schweizerischen Handel freien Zugang zur Welt. Und der Dreissigjährige Krieg im 17. Jahrhundert, der im Ausland stattfand, brachte der Schweiz gegenüber diesem Ausland einen Vorsprung, der im 18. Jahrhundert die Entwicklung einleitete, die die Schweiz zum zeitweise höchstindustrialisierten Land Europas machte. Die 150 Jahre, in denen die Eidgenossenschaft in Ruhe gelassen wurde, verhinderten die politische Entwicklung, förderten aber die wirtschaftliche.

Als Folge der napoleonischen Kriege kam es im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der Schweiz und im Glarnerland zu Hungersnot und Verelendung. Besonders schädlich wirkten sich die Zollschränken aus, die Frankreich, der Deutsche Zollverein und Österreich errichteten und denen der lose Staatenbund keine adäquate Zoll- und keine eidgenössische Aussenhandelspolitik entgegensetzen konnte. Die Zölle und die Wegegelder im Innern sowie elf verschiedene Währungen und Münzsysteme¹¹⁴ verstärkten die ungünstigen Verhältnisse zusätzlich.

Die Zölle im Innern beseitigen und sie an die Aussengrenze verlegen, konnte nur ein zentralistischerer Bundesstaat, dessen Gliedstaaten bereit waren, auf die bisherigen Rechte an ihren Grenzen und auf ihren Wegen zu verzichten. Im Interesse der Wirtschaft wurden dann auch Post, Mass, Gewicht, Münzwesen und Handelsverträge nach und nach Bundesangelegenheiten. Der Zusammenschluss zum Bundesstaat war nicht zuletzt ein Zusammenschluss zur schweizerischen Wirtschaftsgemeinschaft mit einheitlicher Währung.

Im Jahre 1847 lagen *die Handelsgeschäfte* [...] *tot darnieder*, wie Alexander Spelty in einem Brief geschrieben hatte. Dem Jahr 1846 wird die erste europäische Wirtschaftskrise zugeordnet, die von Missernten mindestens mitverursacht worden war. Nicht von ungefähr sind 1845 in Nordamerika geeignete Siedlungsgebiete erkundet worden, und sind bis 1848 1405 Glarnerinnen und Glarner dorthin ausgewandert. Dieser Krise war in den Jahren von etwa 1830 bis 1840 eine ausgesprochene Konjunkturphase vorausgegangen, die im Glarnerland ein starkes Bevölkerungswachstum verursachte. Die glarnerische wie die ähnlich gelagerte schweizerische Industrie hatte in Italien und am östlichen Mittelmeer neue Absatzmärkte gefunden. Ende der 40er und anfang der 50er Jahre war Heinrich Tschudi häufig in Italien auf Geschäftsreise, wohin ihm Schwager Alexander die nötigen Instruktionen übermittelte. (TST)

¹¹⁴ Stucki, L., *Das heimliche Imperium*. Zürich 1968, S. 29.

Nebst den Zollschränken auf dem Kontinent gab es für die Textilindustrie die englische Konkurrenz, der man beispielsweise in der Baumwollweberei mit der Umstellung auf mechanische Webstühle begegnete – mit der entsprechenden Einbusse an Arbeitsplätzen.

In diesem Zusammenhang war für Leute aus der Glarner Textilindustrie Siebnen in der March, wohin sie der Sonderbundskrieg führte, ein besonderer Ort. Dort, wo es keine arbeitslos werdenden Handweber gab, hatte 1832 Caspar Honegger (1804–1883) aus Rüti im Zürcher Oberland eine Weberei mit englischen Webstühlen eingerichtet. Dieser gliederte er eine mechanische Werkstätte für die Herstellung eines weiterentwickelten Webstuhles an. Nachdem er die eigene Weberei mit 200 Stück ausgerüstet hatte, erhielt er von der Firma Batholome Jenny & Co. in Ennenda, die 1846/47 in Haslen eine Spinnerei und Weberei errichtete, den ersten Grossauftrag für 300 Webstühle. Dann aber musste die Werkstätte wegen des Sonderbundskrieges nach Rüti verlegt werden, wo sie zur Maschinenfabrik ausgebaut wurde. Auch heute laufen in Haslen Rütner Webstühle.¹¹⁵

Caspar Honegger hat bei den Verhandlungen in Lachen die Behörden der March zur Kapitulation bewegen können.¹¹⁶

Vier von den in den Briefen aufgetretenen Personen waren Fabrikanten: Freund Caspar Jenny, Herr Conrad Blumer, Schwager Joachim Tschudi und Herr Fridolin Jenny-Glarner – vier Repräsentanten der erfolgreichen Glarner Textilindustrie. Sie gehörten zu denen, die nicht nur die Gunst der Stunde zu nutzen wussten, sondern das zu tun verstanden, was möglich und richtig war: Keine Produkte in Massen herstellen wie die Konkurrenz, aber in Mengen, die noch erfolgversprechend sein konnten – für den Export bestimmt, weil der Heimmarkt nicht gross genug war – von hoher Qualität, variantenreich, diversifiziert und spezialisiert (z.B. auf Handdruck), also konzentriert auf das Nischengeschäft, mit dem man zeitweise weltweit führend sein konnte.

Diese Glarner «Bourgeois» hatten sich etwas einfallen lassen, z.B. nach Hinterindien zu reisen, wie es Herr Conrad Blumer zur Erkundung neuer Absatzgebiete getan hatte oder leistungsfähige Verkaufsorganisationen aufzubauen, damit das Exportgeschäft funktionieren konnte. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unterhielten Glarner Firmen Niederlassungen in England, Russland, Norwegen, Italien und Spanien. Nicht als eigenes Verdienst konnten sich die Glarner Unternehmer anrechnen, dass sie von keiner Zunftordnung wie einige ihrer Miteidgenossen behindert wurden.

Das Glarnerland war allerdings unter den Bergkantonen mit etwa gleichen geographischen und klimatischen Bedingungen die Ausnahme. Nur

¹¹⁵ Duzik, P., Ein Schauplatz der Industrialisierung. NZZ vom 19./20. August 1978, S. 65f.

¹¹⁶ Ulrich, J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz. Einsiedeln 1850. S. 524.

hier musste 1848 die Landsgemeinde ein Fabrikgesetz, ein erstes, zur Arbeitszeit, sowie zu Kinder- und Nachtarbeit in den Spinnereien erlassen. In den übrigen Berggebieten liessen vergleichbare Verhältnisse noch lange auf sich warten. Vor allem die vom Ausgang des Sonderbundskrieges ohnehin traumatisierten Urkantone konnten wirtschaftlich erst viel später mit dem zum Teil «neuschweizerischen» Mittelland gleichziehen. Gründe dafür gibt es viele, dazu gehören wohl auch die alten protestantischen Tugenden, Fleiss, Tüchtigkeit und Sparsamkeit.¹¹⁷

Was hier zu dieser Thematik vorgelegt werden kann, sind nur bescheidene Belege, die nicht strapaziert werden sollen. In den Briefen etwa von Johann Caspar Tschudi, aus denen vorwiegend zum Sonderbund Gehörendes zitiert wird, ist manches enthalten, was die Arbeitsethik und die Tugend der Sparsamkeit jener frühbürgerlichen Gesellschaft dokumentiert. Die Arbeit ist Grundwert bürgerlicher Lebensführung geworden, und gespart wird nicht nur um der Gewinnmaximierung wegen, sondern ebenso sehr aus Verantwortung fürs Ganze. Auch der Kult der Freundschaft, in dessen Dienst der Brief, auch der Geschäftsbrief steht, hat seine Spuren hinterlassen. Bekanntlich repräsentiert sich das glarnerische Bürgertum nur zurückhaltend – vor 150 Jahren geschah es noch zurückhaltender.¹¹⁸ Johann Caspar Tschudi schrieb am 9. April 1850 Caspar Zwicky in Mollis, er solle dem Gypser Geeler ausrichten, *dass er und sein Gesell zu mir kommen möchten, um die Küche und Corridors wieder renovieren und herstellen zu lassen, indem ich auf die Hochzeit meiner Tochter unsere noblen Gäste von Diessenhofen erwarte, welche am 21. und 22. dies eintreffen werden und folgsam die obgedachte Arbeit schon ein paar Tage vorher fertig sein sollte, ehe die Herrschaft eintrifft. Küche und das kleine Vorhaus sind grauschwarz vom Rauch und Dampf in diesem langen Winter geworden.* (TST)

*

Es versteht sich, dass sich die Militärkommission nicht stark mit Wirtschaftsfragen beschäftigte, auch nicht mit Auswirkungen des Feldzuges auf die Glarner Industrie. Martin Kubli (1813–1895), Fabrikant in Netstal, der gerade im Vorjahr im Langgüetli eine eigene Druckerei gebaut hatte, schrieb am 2. November der Kommission, weil seine Brüder schon eingerückt seien, könne er dem Aufgebot jetzt nicht Folge leisten. Die Bitte, *ihn für einstweilen des Militärdienstes zu entheben*, begründete er mit der Erhaltung von Arbeitsplätzen. *Solange [...] nicht wirkliche Not vorhanden sei, könne er bei Hause dem Allgemeinen mehr nützen*, indem verhindert werde, dass *eine beträchtliche Anzahl Arbeiter ihren Verdienst und ihr Brot verliere*. Die Kommission argumentierte, *dass sich auch noch andere Fabikanten in ganz*

¹¹⁷ Vgl. Stucki, L., Das heimliche Imperium. Zürich 1968, S. 45ff. und Merki, M., Tellen-denkmal. NZZ vom 19/20. August 1995.

¹¹⁸ Hafen, U., Die Biografie des Bürgers. NZZ vom 28. Mai 1997, S. 46.

gleichen Verhältnissen [...] befinden und dass keinerlei Begünstigungen Platz greifen dürfen. (PMK) Sie lehnte das Gesuch ab und befahl dem Scharfschützen Kubli, sich anderntags in Mollis bei seiner Kompanie zu stellen.

Was den Arbeitsmarkt betrifft, so hatte Martin Kubli die Situation richtig eingeschätzt, auch wenn der Sonderbundskrieg nicht allein dafür verantwortlich ist. In einem Brief von Johann Caspar Tschudi vom 21. Dezember 1848 an einen Vetter ist zu lesen:

Das Brot ist wohlfeil, aber Herdäpfel fehlen schon in vielen Haushaltungen, und im kleinen Tal ist grosse Armut und Verdienstlosigkeit. (TST)

*

Bekanntlich waren die 50er und 60er Jahre für die Glarner Textilindustrie die goldenen Jahre.¹¹⁹ Im Brief vom 13. März 1850 an Fridolin Vögeli im österreichischen Traun nannte Johann Caspar Tschudi als Voraussetzungen dafür Frieden, Ruhe, gute Ordnung und fruchtbare Sommer, *damit Handel und Wandel recht blühet, wie es nun eigentlich zur rechten Verwunderung wirklich in Geschäften lebhaft vorstatten geht, während man das Gegenteil auf soviel stattgehabten Revolutionen und Kriegen befürchtet hatte.* Im Anhang desselben Briefes brachte es Sohn Joachim auf den Punkt:

Überhaupt sind wir auf dem besten Weg, unser Geschäft vorwärts zu bringen, wobei uns gute friedliche Jahre natürlich am besten unterstützen. Ich wünsche daher auch, trotz meinem Blaurock: Frieden!

Warum soll ihm – typisch schweizerisch – das Hauptbuch des Fabrikanten nicht näher liegen als der blaue Rock des Offiziers? Nebst dem Frieden kommt im gleichen Brief noch ein anderer Aspekt des geschäftlichen Erfolges zur Sprache:

Wir haben unser Etablissement mit vielen Verbesserungen bereichert [...], was die Arbeit viel sicherer und wohlfeiler macht. Und was die Colorie betrifft, so betreibe ich sie rational nach chemischen Grundsätzen, welche mir neben schönem Produkt den möglichst einfachen billigen Weg erweisen, worin ich keinem Concurrenten nachzustehen glaube. (TST)

*

Der alte Staatenbund war den mächtigen Nachbarn nicht nur wirtschaftlich, zollpolitisch, sondern nüchtern betrachtet auch militärisch ziemlich wehrlos ausgeliefert. Ein Ziel der Gründerväter des Bundesstaates war es, auch das Militär zur Bundessache zu machen, was aber nur schrittweise gelang. 1850 ist das erste «Gesetz über die Militärorganisation», das die allgemeine Wehrpflicht brachte und das Militärreglement von 1817 ablöste,

¹¹⁹ Bodmer, W., Das Glarnerische Wirtschaftswunder. Glarus 1952, S. 17.

erlassen worden. Aber immer noch bildeten kantonale Kontingente das Bundesheer. Erst mit dem zweiten «Gesetz über die Militärorganisation» von 1874 gingen wichtige Befugnisse wie Ausbildung und Bewaffnung an den Bund über. Schliesslich fanden sich die Kantone aus der Einsicht, sich allein nicht mehr schützen zu können, mit einer gesamteidgenössischen Armee ab.¹²⁰

Neben solchen rationalen Aspekten gibt es im Zusammenhang mit der Gründung des Bundesstaates auch andere. Es wurde in der Zeit, da die moderne Schweiz entstand, das gerade nicht als Gründung empfunden. Die wahre Gründung der Schweiz wurde aus eben nicht rationalen Gründen auf 1291 zurückdatiert. Das Zusammenwachsen zum modernen Verfassungsstaat wurde als Ergebnis miteinander errungener Siege ausgegeben – personifiziert in denkmalwürdigen Helden wie Tell und Winkelried, fiktive Grössen, die es so nie gegeben hat und denen eine sozusagen noch fiktivere beigegeben worden ist, das weibliche Gegenstück, das nicht einmal eine Legende ist: Helvetia, nur ein Sujet für Münzen und Briefmarken.¹²¹

Was in den Wilhelm Tell hinein projiziert worden ist, hat im gleichnamigen Drama die höchste Weihe erhalten – gespendet von Friedrich Schiller, der kein Schweizer war. Dessen Stauffacherin wird beim Appell, *Verhalte und betrage Dich als ein Weib eines Eidgenossen*¹²², Vorbild gewesen sein.

Die Rückdatierung der Bundesgründung wurde in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts vorgenommen. Als National- oder Bundesfeiertag wurde nicht der Tag genommen, an dem die 48er-Verfassung in Kraft getreten ist, sondern jener, der nach der Legende 1291 auf den 1. August gefallen sein soll.¹²³

Mit der neuen Verfassung, damals die modernste Europas, sind 1848 die konstitutionellen, politischen, wirtschaftlichen und ein wenig auch die militärischen Verhältnisse geordnet worden. Aber es ist nicht alles geordnet worden: Mit dem Rückgriff auf ein einzig Volk von Helden ist die nach dem Sonderbundskrieg anstehende Versöhnung verpasst worden. Die Schweizer haben sich mit Tell, Winkelried und Helvetia bloss selbst überlistet, indem sie, statt auf die Wahrheit zu setzen, sich mit Mythen begnügten.¹²⁴ Selbst der nüchtern denkende Alexander Spelty war in seinem Patriotismus nicht ganz frei von mythischen Vorstellungen.

¹²⁰ Vgl. Däniker, G., Was muss eine Schweizer Armee nach 2000 leisten? NZZ vom 11. Juli 1996, S. 13 und Beck, R., Die Armee reform im Lichte der Geschichte. NZZ vom 21. November 1994, Bl. 5.

¹²¹ Vgl. Chenaux-Repond, S. 17 und Ihle, P., Die Hinterfragung einer Legende. NZZ vom 2. Mai 1996, S. 85.

¹²² Brief vom 19. November

¹²³ Sablonier, R., Schweizer Geschichte als Ländlermusik der Geschichtswissenschaften? NZZ vom 22./23. Februar 1992, S. 66.

¹²⁴ Kreis, G., Mythos gegen Mythos. In: Stettler, B., Bündnisse im Wandel. NZZ vom 5./6. Januar 1991, S. 54.



«Helvetia», stehend auf der Gedenkmünze zum «Eidgenössischen Schützenfest, Glarus 1892», sitzend auf einer Briefmarke von 1862/64. (Privatbesitz)

Briefe schreiben Geschichte – Geschichte schreibt Briefe

Im Brief vom 16. November steht die Bemerkung:

Es ist doch Zeit, dass [ich] schliesse, sonst werde [ich] ausgelacht.

Sie zeigt, dass Alexander Spelty als fleissiger Briefschreiber aufgefallen sein muss, obwohl Briefeschreiben damals, da noch ohne Telekommunikation auszukommen war, keine ungewöhnliche Tätigkeit war, selbst wenn sie in vollbesetzter Stube am Wirtshaustisch ausgeführt wurde.

Einerseits will Alexander Spelty weiter nichts, als sich mit seiner Frau unterhalten, mit ihr «sprechen», indem er ihr schreibt.

Weil [ich] wirklich nichts Neues zu melden weiss, Dir aber dennoch schreiben musste, da es mich zu Dir hinzog, schliesse [ich] für heute mit einer herzlichen Umarmung. (18. November)

Ich schliesse wieder für heute, habe [ich] doch, so viel es in kurzer Zeit und schriftlich geschehen kann, mein Herz meinem lieben treuen Weibchen entladen, und es ist mir deshalb wieder wohler. (26. November)

Andererseits schreibt er, ohne es zu wollen, Geschichte. Nicht so sehr, indem er neue Fakten beiträgt, sondern indem er die alten in neuem Licht erscheinen lässt. Es geht ihm die Sprache des Geschäftsbriefes mit ihren vorgegebenen Wendungen, Formeln und Floskeln leicht und sicher von der Hand. Indes lässt sich der mehr oder weniger aufregende militärische Alltag, nicht aber die Befindlichkeit des Menschen im Krieg abhandeln wie ein geschäftlicher Vorgang. Der Mensch gerät im Krieg ins Ungesicherte. Sofern es ihm nicht gerade die Sprache verschlägt, ist damit zu rechnen, dass sich der Krieg formal im Text niederschlägt.

Einen solchen hat Alexander Spelty am 24. November in Schübelbach geschrieben. Der Sonderbundskrieg erreichte am Tag zuvor seinen Höhepunkt und war am 24. faktisch abgeschlossen. In der March kulminierte er mit ein- oder zweitägiger Verzögerung – mit Kanonendonner, Plünderungen, traurigen Gesichtern und vor allem mit schlaflosen Nächten. Es wird im Brief über eine nächtliche Patrouille berichtet:

Dieser Marsch [...] hat mich [...] ziemlich ermüdet.

Dieser einfache Satz mit der ebenso einfachen Aussage wird mit zwei Einschüben verschachtelt. Der erste, längere Einschub besteht aus der Beschreibung des Marsches und aus der verzwickten Umschreibung seines Zweckes:

im Hinweg durch die verflucht schlechte Strasse bis zum Knöchel im Dreck und Kot und im Rückweg durch die Güter, nicht sowohl um die ersten Übelstände auszuweichen, als vielmehr zu untersuchen, ob auch alles stille und keine Gefahr uns wegen einem allfälligen Überfall von feindlichen Truppen drohe.

Der kurze zweite Einschub führt dann, indem er die formelhafte, aber rettende Wendung *in Verbindung mit* verwendet, den verwickelten und formal verunglückten Gedankengang zu Ende, indem doch noch klar wird, dass es um die Gründe für die Ermüdung gegangen ist: *hat mich in Verbindung mit dem Herumschlendern unter Tag ziemlich ermüdet.*

Etwas weiter unten im gleichen Brief verhaspelt sich der Schreiber derart, dass er sich mit Streichen und Flickern helfen muss. Schon der Satz, der den Rahmen bildet, ist verunglückt, indem unterlassen worden ist, noch das aus der Mundart stammende «nicht», das zu einer doppelten Verneinung führt, zu streichen:

Um also zu vermeiden, dass [ich] nicht einnicke, will [ich] mich mit Dir [...] unterhalten.

Werden die zwei überflüssig gewordenen hineingeflickten Wörter «muss durch» weggelassen, lautet der erste Einschub so:

solange es mir die Zeit erlaubt, da laut eingelaufenem Bericht von einem Posten ein Wagen anrückt, der von mir tüchtig besehen und untersucht werden muss

Was nach dem «da» folgt, hat vielleicht sachlich, nicht aber sprachlich mit dem übrigen zu tun.

(Der zweite Einschub, lediglich eine Apposition zu *Dir, meinem lieben guldigen Herrgotten Erdenmunk*, gehört in ein anderes Kapitel und ist wohl eine Liebesbezeugung aus privatestem Gebrauch. «Erdenmunk» ist ein Kosewort, das Grimms Wörterbuch nicht kennt und das etwa dem «Erdenmensch» entspricht, der darin aufgeführt ist.)

Der Absatz über den nicht angenehmen Aufenthalt und die traurigen Gesichter im gleichen Brief zeigt, dass der Krieg zwar, sagen wir, auf die Sprache geschlagen, nicht aber die klare Sicht der Dinge beeinträchtigt hat. Das Urteilsvermögen ist nicht getrübt, im Gegenteil. Als Kontrapunkt zu

den verunglückten Passagen und als Beispiel für Geschichtsschreibung der andern Art soll hier jener Absatz nochmals zitiert werden:

Der Aufenthalt ist nicht angenehm, denn man sieht meistens nur traurige Gesichter, was sogar die schönsten Mädchen entstellt. Ja, selbst die Hunde fliehen uns, als wenn sie auch mit Gewalt zum Sonderbund gehören wollten. – Der Mannschaft ist indessen befohlen, sich artig gegen alle diese verblendeten Leute zu verfahren. Man darf wohl sagen, dass die Leute verblendet worden seien, denn man kann nichts Impertinenteres denken als die niederträchtige Verleumdung der Schwyzer Geistlichen und Führer gegen das Glarnervolk, worüber unter anderem gesagt wurde, dass unser Militär den Eid habe schwören müssen, selbst das Kind im Mutterleib nicht zu schonen. Ist dies nicht für redliche Herzen empörend?

Als Gattung verlangt der Brief den persönlichen Blickwinkel, die eigene Perspektive des Schreibers. Zugleich ist dieser an die Grenzen gebunden, die die Form des Briefes setzt. An diesem 24. November hatten die kriegesischen Umstände die syntaktische Sicherheit gestört, zugleich aber von formalen Fesseln befreit, die den «Ausdruck der Seele» behindern.

Im letzten Brief berichtet Alexander, er habe von Herrn Eberhard erfahren, dass zwei seiner Freunde den Feldzug heil überstanden hätten. Rätselhaft ist, was darauf folgt. Er liess es nicht beim Satz bewenden: *Meine andern Freunde kannte er nicht*. Sondern fährt fort: *und konnte mir somit über selbe keine Auskunft geben*.

Der Leser, der einen gewandten Briefschreiber kennengelernt hat, bekommt etwas vorgesetzt, das ihm gegen die Logik geht, nach welcher Herr Eberhard nur die Namen der Freunde hätte hören müssen, damit er sagen konnte, dass er sie nicht kenne. Der Satz hätte heissen müssen: «Über meine andern Freunde konnte er keine Auskunft geben.» Es geht aber am Ende eines Krieges nicht um Logik, sondern, sagen wir, um den Zustand, davongekommen zu sein. Davongekommen sind die beiden Freunde, die Herr Eberhard kannte. Davongekommen ist der Schreiber selber. Ob die andern Freunde, die ebenfalls eingerückt waren, davongekommen waren, konnte Herr Eberhard nicht wissen. Das Gespräch mit Herrn Eberhard hatte dem Briefschreiber klar gemacht, dass er als Davongekommener es den andern Freunden schuldig ist, auch von ihnen nach Hause zu berichten – und dafür eignete sich der Satz: *Meine andern Freunde kannte er nicht und konnte mir somit über selbe keine Auskunft geben*. Der Satz gibt genau das wieder, was er wiedergeben musste. Es war am 8. Dezember bis auf weiteres ungewiss, wie es den andern Freunden ergangen war. Wäre ihnen aber etwas zugestossen, wäre das am 8. Dezember schon vorbei – wäre schon Vergangenheit, was für den Schreiber noch Zukunft ist.

Dann gibt es vom 29. November aus Reichenburg noch eine sonderbare Stelle:

Um 10 Uhr sind wir hier lustig und munter angelangt. Der Tausch scheint mir nicht übel, denn wir haben schönes junges Volk in unserem Quartier beim Rössli erobert, was viel wert ist.

Lassen wir die Stelle – *schönes junges Volk erobert* – für diesmal undurchsichtig sein. Viel kann ohnehin nicht dahinter stecken, nachdem man *lustig und munter* angelangt ist. Es musste jetzt nicht mehr dabei bleiben, dass es einem *die Füsse schier lüpfte*.

Dass in einem Brief, der trotzdem historische Quelle sein kann, Undurchsichtiges, Unerklärliches, Unverständliches stehen kann, hängt wieder mit der Gattung und ihrer Form zusammen. Ein Brief wäre kein solcher, wenn die Nachgeborenen alles verständen.

Die Situation des Lesers, der von verdrehten, absurden, undurchsichtigen Sätzen verunsichert wird, stellt sich als die Situation des Schreibers heraus, der von Erfahrungen, nicht von Sätzen, verunsichert ist, auch von der Erfahrung, dem Tod etwas näher gewesen zu sein.

Der erste und der dritte Brief schliessen mit *Dein Alexander bis in den Tod*. Selbst wenn es bloss eine Formel sein sollte, eine Förmlichkeit, drückt sich darin damaliges Lebensgefühl, Zeitgeist, aus. Man blickte dem Tod noch in die Augen – schon in jungen Jahren, oft schon als Kind.

Indessen konnte die Militärkommission am 6. Januar 1848 feststellen, das Landwehr-Bataillon *habe weder Verwundete noch Tote und ebensowenig in Folge des Dienstes erkrankte Militärs, die für die Zukunft deshalb in irgendeiner Weise körperlich benachteiligt betrachtet werden könnten*.

Die meisten, die in den Sonderbundskrieg ausgezogen waren, kehrten wieder heim. Kehrten *lustig und munter* zurück. Zwar um Erfahrungen reicher und darum ein wenig feierlich:

Wir waren gestern Abend 24 Offiziere an der Tafel gesessen. (30. November)

Gestern – das war am 29. November in Reichenburg – herrschte schon am Mittag dieser etwas gehobene Ton:

Das Mittagessen wird aufgetragen, ich muss daher endlich wieder von meinem Herzens Vreneli Abschied nehmen. (29. November)

Dass nicht nur vom Essen, sondern vom *auftragen* und von der *Tafel* die Rede ist, ist bemerkenswert. Es konnten die kleinen Förmlichkeiten bei Tische willkommen sein. Rituale konnten die Rückkehr ins zivile Leben erleichtern und die unangenehmen Aufenthalte vergessen lassen.

*

Alexander Speltys Briefe teilen Gewöhnliches und Ungewöhnliches, Wichtiges und Banales mit.

Es kann beispielsweise banal sein oder bloss zu wenig beachtet, dass im 19. Jahrhundert, zumal in der ersten Hälfte, Personen in höherer militäri-

scher, politischer und gesellschaftlicher Stellung nicht selten von Haus aus Gastwirte waren: In Schänis im «Rathaus» der eidgenössische Oberst und Divisionskommandant Dominik Gmür, in Schübelbach im «Adler» der Ratsherr und Friedensrichter Josef Alois Diethelm, in Benken im «Rössli» der Gemeindeammann Fäh, in Arbon im «Löwen» der Hauptmann Bucher und schliesslich in Netstal zuerst in der «Stadt London» und dann im «Schwert» die Fabrikantentochter Verena Spelty-Tschudi.

Geschichte ist, was von ihr überliefert ist. Es gibt den Einwand gegen sie, dass sie bloss aus Texten bestehe. In idealer Gestalt, platonisch, für sich allein, eben ohne Text, gebe es sie nicht. Die Geschichte versucht, *ihren Gegenstand, das vergangene Geschehen, aus der Ferne der Zeiten in die Gegenwart des Wissens*¹²⁵ zu holen. Sie versucht es mit Texten, auch mit Knochen, Scherben, Mauerresten und dergleichen. In historischen Museen wird der Gang der Geschichte, das Fortschreiten der Zeiten, gern mit Waffensammlungen, die den Fortschritt demonstrieren, gezeigt.

Briefe haben als Texte den Vorzug, dass sie unmittelbarer als andere *in die Gegenwart des Wissens holen*, indem sie vergegenwärtigen statt nur beschreiben – indem das Gespräch, das sie sind, auch Gespräch mit der Vergangenheit ist.

Dem Sonderbundskrieg vorausgegangen war der erste grosse Industrialisierungsschub, mit dem sich die Moderne erst recht in der Welt eingerichtet hatte. In unsern Briefen zeigt sich die moderne Zeit, indem das Auge «sieht», was ist und was sich tut: [...] *die man sehen muss, wenn man es begreifen will*. (8. November); [...] *so dass Herr Oberst Elmer [...] kaum seinen eigenen Augen trauen durfte* (18. November). Die sinnliche Kraft des Konkreten ist es, die das Berichtete in unser Wissen holt. Gegessen werden «Stückli» oder Kartoffeln, getrunken wird statt Markgräfler Most und geschlafen wird auf dem *chrosenden* Laubsack. Zu denken geben die traurigen Gesichter und der besoffene Aide-Major. Erfreulich sind die frische Wäsche und der Tabakvorrat im Koffer. Kummer macht die Ungewissheit um Schwager Joachim. Sorge bereitet der unsichere Ausgang der *Affaire*, in der Freund Caspar steckt.

Auch die Namen, die genannt werden, machen die Briefe zu geschichtlichen Texten besonderer Art. Für die Empfängerin der Briefe waren es Verwandte und Bekannte oder mindestens bekannte Grössen wie die Obersten Gmür und Ochsenbein. Für uns sind es zunächst Unbekannte, die das Abenteuer «Geschichte» zu Vertrauten macht.

¹²⁵ Szondi, P., Hölderlin Studien. Frankfurt a. Main 1970, S. 11.

Briefe sind aus Wörtern gemacht

Briefe sind zwar keine Gedichte, die nach Mallarme nicht aus Gedanken, sondern aus Wörtern gemacht sind. Wie steht es in 150 Jahre alten Briefen mit den Wörtern – stehen sie noch dafür, wofür sie damals standen?

Der Beruf des Schreibers und damals geltende Konventionen, auch die Soldatensprache haben Spuren hinterlassen – und mit Dialekt versetzt der Deutschschweizer seine Briefe gewollt oder ungewollt: *da ich es nun strenger bekomme/ die Füsse schier lüpft / ehe man nur recht eingehäuselt / wie Räder [...] hinunter getrölt / mit einer Geldstrafe abkomme.*

Dass einzelne Wörter und Wendungen altmodisch klingen und sogar veraltet sind, kann nach 150 Jahren nicht erstaunen, da sich Sprache wandelt wie anderes auch: *Präsident Zweifel hat ihnen entbieten lassen / Voraus war die Companie Knobel hier / Ich scheide von Dir mit einem herzlichen Gruss / der Marschbefehl wird wohl gleich erscheinen / gefänglich eingezogen* (verhaftet). Die Bezeichnung *Comptoir* für Büro ist nicht mehr in Gebrauch, hat sich aber bis in unsere Zeit dort gehalten, wo Freund Caspar Jenny werktags und sonntags tätig war.

Was mit Militärischem zu tun hat, ist oft ebenfalls veraltet. In den Briefen steht für «einquartiert» noch *cantoniert*. Heute heisst «Cantonement», was damals *Quartier* war. *Ordre* kann für oder neben «Befehl» noch vorkommen, *Contreordre* nicht mehr. Mit einem Billet wurde damals das Quartier, die Unterkunft, zugewiesen; seither hat das Wort vom Militär zur Unterhaltung – als Einlasskarte – und zur Eisenbahn – als Fahrkarte – gewechselt; in Österreich war es ein galantes Briefchen – und ist es vermutlich immer noch. *Meliert – so dass Glarner und Thurgauer schön meliert sind* – heisst «gemischt» und gehört eher zum veralteten Bestand, nicht zum Militär.

Aber alle diese Wörter werden noch verstanden, im Unterschied zum folgenden:

Heute haben [wir] von 2 Pretrayons den Sold ausgeteilt, man sieht dies schon den Wirtshäusern an, dass sowas vorgefallen.

Dieses *Pretrayon* ist ausser Kurs geraten und inzwischen von «Soldperiode» abgelöst worden. Eine solche dauerte schon damals zehn Tage. Darum berichtete Alexander am 16. November, nach zehn Tagen Dienst, er habe dem Hauptmann geholfen, die Soldlisten auszurechnen. Und am 26., nach weiteren zehn Tagen, waren es zwei Soldperioden, für die der Sold auszuteilen war. Der vordere Teil des Wortes, «Pret» oder eigentlich «prêt», bedeutet u.a. Sold. Der hintere Teil, «Rayon», bedeutet u.a. Bezirk, Bereich, Ausschnitt. «Periode» hingegen bedeutet Abschnitt, Teilstück, Teilstrecke. Der Sachverhalt, «zehn Tage, für die es Sold gibt», ist derselbe geblieben. Die Bezeichnung dafür ist im Laufe der letzten 150 Jahre ausgewechselt worden. Ist der zehntägige Rayon zu einer zehntägigen Periode geworden, weil sich

inzwischen das Zeitbewusstsein geändert hat? Von kreisförmig zu gradlinig, von regelmässig wiederkehrend zu gleichmässig eingeteilt? Hat sich gar die Auffassung von Geschichte geändert – ist sie Kreislauf, läuft sie zyklisch ab, oder ist sie auf ein Ziel gerichteter gradliniger Ablauf, Abfolge eben von aneinander gereihten Perioden? Hat es mit der Industrialisierung zu tun, mit der «Arbeitszeit», mit einer Zeitordnung, die seit dem 19. Jahrhundert mit der agrarischen kontrastiert. Es kehren nicht die «Zeiten» wieder, sie reihen sich aneinander.

Nach wie vor in militärischem Gebrauch ist das vielseitig einsetzbare, der gebotenen militärischen Kürze dienende Verb «verfügen». Wenn beispielsweise Offiziere «verfügen» können, dürfen sie sich davonmachen und tun, was sie wollen. Das Wort wird besonders dann verwendet, wenn ein Sonderrecht beansprucht wird: *Allein [ich] schlug es aus, [...] mich zu einer Compagnie der zweiten Landwehr zu verfügen, [...]*.

Bis weit in unsere Zeit wurde militärisch entschieden, wem vor Titel und Name ein «Herr» gebührt und wem nicht. Unser Briefschreiber hat es sich selbst in privaten, intimen Briefen nicht nehmen lassen, die Namen der erwähnten Männer nur mit davorgestelltem «Herr» zu nennen und eine undemokratische Distanz noch zu wahren.

*

Im ganzen entspricht die Sprache der Briefe dem heutigen Deutsch. Sogar die Rechtschreibung stimmt mit der heutigen weitgehend überein, obwohl es den Duden noch nicht gab. Die auffälligste orthographische Abweichung besteht darin, dass noch das «c» verwendet wurde, wo heute «k» (Compagnie statt Kompanie) und «z» (December statt Dezember, dislocieren statt dislocieren) stehen muss, wie es der Duden verordnet hat.

Was «daraus» wird?

Es wird oft in folgenreichen Augenblicken der Geschichte nicht erkannt, was daraus wird. König Louis XVI. soll am Tag des Sturms auf die Bastille notiert haben, es sei nichts besonderes passiert. Er hatte darum keinen Gedanken daran verloren, was daraus werden könnte.

Ein Satz unseres Briefschreibers weist darauf hin, dass er sich sehr wohl darüber Gedanken gemacht hatte:

Juhu, es gibt Frieden, es gibt wieder eine einige Eidgenossenschaft, sie lebe hoch! Hoch! Hoch!

An diesem 25. November war die Zuversicht, dass es Frieden gibt, begründet. Dass es wieder Einigkeit gibt, konnte er von der heilenden Wirkung der gerade überstandenen Krise erwarten. So jedenfalls hatte es der

nachmalige Landammann und Bundesrat Joachim Heer, selber skeptischer Teilnehmer am Feldzug, im nachhinein gesehen.¹²⁶

1847 hatten die Eidgenossen Gelegenheit, Erfahrungen zu machen und daraus Lehren zu ziehen: Uneinigkeit muss ausgestanden werden. Einigkeit kommt nicht von selbst. Um diese mussten sich die Eidgenossen selber bemühen – im Unterschied zur Neutralität und zur Unverletzlichkeit, die heute Unabhängigkeit heisst, die ihnen von aussen verliehen worden sind. Die Unabhängigkeit sicherten die Mächte im Vertrag von Chaumont vom 4. März 1814 zu. Die Neutralität war zwar garantiert, aber zu Zeiten nicht unbehelligt, so dass die Schweiz zu deren Schutz österreichische Truppen anforderte.¹²⁷

Die Eidgenossenschaft ist eine pragmatische Angelegenheit – samt der Einigkeit: Einig nicht ein für allemal, eher von Fall zu Fall – einig, weil man es sein muss, ob man es will oder nicht.

Der Tagsatzungspräsident Ulrich Ochsenbein hatte am 5. Juli 1847 bei der Eröffnung der Tagsatzung einen neuen Bund gefordert, *eine gesamte Eidgenossenschaft*, wie er sich ausdrückte – und damit gemeint, eine einige und ungeteilte.¹²⁸

Am 25. November konnte Alexander Spelty einigermaßen getrost eine solche Eidgenossenschaft dreifach hochleben lassen, die nun auch in der Politik von der Aufbruchstimmung des 19. Jahrhunderts erfasst worden war.

Nennen wir es Aufbruchstimmung, was auch Fortschrittsglaube heissen könnte und mit Bewunderung der Technik einhergeht. So schwierig die Jahre für die Wirtschaft sein mochten – 1847 war auch das Jahr, da zwischen Zürich und Baden die erste Eisenbahnstrecke der Schweiz eröffnet wurde. Johann Caspar Tschudi gelangte am 12. Oktober 1850 auf der Rückreise von Diessenhofen mit der Kutsche nach Zürich, wo er sich einen «Plan» erfüllte: *Abends 6 Uhr fuhren wir in den Bahnhof, um mit dem letzten Zug dieses Tages auf Baden hinunter zu gleiten. Dies war das erste Mal, dass wir eine Eisenbahn sahen und darauf fuhren. Ich fand alles oder vieles, wie ich es mir vorgestellt habe und durch Zeichnung vorläufig kennen lernte. Aber was man selbst im Original sieht, glaubt das Herz nun. Ich habe die Reise-Maschine und Schienenweg in beiden Bahnhöfen und während dem Fahren bei Tag und Nacht so viel als möglich aufmerksam betrachtet und bewundert. Am Morgen den 13. fuhren wir mit dem zweiten Zug wieder zurück nach Zürich.* TST

Es scheint, dass er vor lauter Bewunderung noch nicht an die Bedeutung der Eisenbahn für die Wirtschaft dachte – an die Möglichkeit, den Transport

¹²⁶ Winteler, Geschichte, Bd. 2, S. 451.

¹²⁷ Kissinger, H. A., Grossmacht Diplomatie. Frankfurt a. Main 1975, S. 136 und 159.

¹²⁸ Stadler, P., Die Hauptstadtfrage in der Schweiz 1798–1848. NZZ vom 30. Januar 1972, S. 51.

von Rohstoffen und Produkten zu rationalisieren, wie in seiner Fabrik die Produktion mit naturwissenschaftlich fundierten Verfahren rationalisiert wurde.

Aber wohin überall ist inzwischen ausgebrochen worden – mit welchem Ende? Immerhin könnte der Aufbruch der Schweiz 1848 die Ausnahme sein, die die Regel bestätigt.

Woran aber Ende 1847 die Schweizer vermutlich nicht gedacht hatten, war jener Aufbruch, in den schon im nächsten Jahr Europa geraten sollte. Der eidgenössische Vorort hatte, wie im Protokoll der Militärkommission vom 6. März 1848 nachzulesen ist, sich veranlasst gesehen, die Kantone auf die Ereignisse hinzuweisen, *die sich in verschiedenen Staaten vorbereiten, so dass von dem schwankenden Zustande der allgemeinen politischen Verhältnisse* gesprochen werden konnte. Die Kommission, die noch mit der Aufarbeitung des Vorjahres zu tun hatte, hatte *zwar nicht jetzt schon eine Bewaffnung vorzunehmen, musste sich aber sogleich mit den Lücken in dem Materiellen, welche durch den Exekutionsfeldzug entstanden* sein dürften, beschäftigen. Dem Zeughausdirektor wurde schon für die nächste Sitzung über den Bestand und die Beschaffenheit der Waffen als auch der Munition ein näherer Bericht abverlangt. Man wollte reparieren, ergänzen und anschaffen, um einem allfälligen Rufe [...] *der Eidgenossenschaft sofort die nötige Folge geben zu können*. Es fällt auf, dass sich die Kommission nach den jüngsten Erfahrungen von solchen Dingen nicht mehr in Aufregung versetzen liess.

Gefahr für die Schweiz ging weniger von den Revolutionen in Frankreich, Österreich und Deutschland denn von der nationalen Bewegung in Italien aus. *Unser politischer Himmel betrübt sich*, hatte Johann Caspar Tschudi am 25. September 1848 dem Freund Conrad Tschudi nach Amerika geschrieben, *der bluttriefende Radezky fängt unter allerlei Vorwänden gegen den Canton Tessin recht feindselige Händel an, jagt alle Tessiner, jung und alt, Weiber und Kinder, so sich in der Lombardei seit älterer und neuerer Zeit niedergelassen haben, aus*. (TST)

Der König von Sardinien-Piemont hatte Österreich, dem noch die Lombardei und Venetien gehörte, den Krieg erklärt. Die unfreundliche Haltung des Marschalls Joseph Graf von Radezky (1766–1858) hing mit den von der Süd- und der Westschweiz begünstigten Bemühungen des Königs zusammen, die Unterstützung der gerade noch bestehenden Tagsatzung zu gewinnen. Zum Glück erfüllte sich, was Johann Caspar Tschudi auch im September 1848 seiner Schwester Verena Wild-Tschudi nach Galveston in Texas geschrieben hatte: *Dato hofft man, die widrigen Verhältnisse im Tessin gegen Radezky werden sich friedlich gegenüber der Eidgenossenschaft lösen*. Der erst entstehende Bundesstaat wäre der kampferprobten Armee Radezkys gegenüber gestanden, und für Johann Caspar Tschudi stand der Verkehr mit dem damals wichtigsten Absatzgebiet auf dem Spiel.

Ein Ruf der Eidgenossenschaft erging dann erst im Neuenburger Handel, nicht ganz zehn Jahre später. Am 30. Dezember 1856 wurden Henri Dufour wieder zum General und Bundesrat Friedrich Frey-Herosé wieder zum Generalstabchef gewählt. Seines Augenleidens wegen konnte Alexander Spelty diesmal nicht mehr mit von der Partie sein. Militärische Neuigkeiten aus erster Hand erfuhr aber Sohn Jost (1839–1911) in Porrentruy, wo er zur kaufmännischen Ausbildung weilte, am 26. Januar 1857 von Onkel Rudolf Hanhart aus Diessenhofen:

Wir haben schon seit einigen Wochen Einquartierungen, zuerst St. Galler Infanterie, dann Zürcher Artillerie und jetzt Thurgauer Artillerie. Bei dieser letzteren befinden sich zwei Kanonen, die Louis Napoleon, der jetzige Kaiser von Frankreich, dem Kanton Thurgau zum Geschenk gemacht hat, als er noch schweizerischer Bürger war. Letzte Woche fuhr auch General Dufour hier durch nach Schaffhausen, um die in unserer Gegend aufgestellten Truppen zu mustern. [...] Tante Marie und ich fuhren im Schlitten nach Schaffhausen, wo wir den verehrten General sahen und zugleich das uns neue Schauspiel des Aufführens einer Schiffsbrücke genossen, die von einer Pontonier-Compagnie schnell hergestellt wurde.¹²⁹

Umtriebe der neuenburgischen Royalisten und damit zusammenhängende Forderungen des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV. hatten die gefährliche Lage herbeigeführt. Weil Preussen als Garantie für Neuenburg den Kanton Schaffhausen besetzen könnte, plante Dufour sogar ein offensives Vorgehen in Süddeutschland. Napoleon III., der ehemalige Thurgauer, vermittelte die Erledigung des Problems, so dass seine beiden Kanonen nicht zum Einsatz kommen mussten.¹³⁰

Wie es «dazu» kam?

Die 13 Briefe aus dem Sonderbundskrieg haben Anstoss und Anlass gegeben zu versuchen, diese Frage zu beantworten. Sicher ist, dass unser Briefschreiber 1847 mit dem Wissen eingerückt ist, dass schon 1845 eidgenössische Truppen aufgeboden worden waren – gegen die Freischaren quasi der eigenen Seite. Zum Einsatz war schon damals glarnerischerseits die Scharfschützen-Kompanie von Hauptmann Jakob Vogel aus Glarus gekommen. Anzunehmen ist, dass ihm die Ursachen und Zusammenhänge bekannt waren. Er wusste auch, dass die Standeskommission 1845 die Vollmacht erhielt, das Landwehrbataillon und die Artillerie kriegstauglich auszurüsten und auszubilden. Und 1837 war er selber mit jenen Truppen aufgeboden worden,

¹²⁹ Privatbesitz SMT, wird dem LaGl übergeben

¹³⁰ 2 Sechspfünder-Kanonen mit der Widmung «Napoléon Louis Bonaparte dem Kanton Thurgau 1834» (Kantonales Zeughaus Frauenfeld).

die am 22. August zur Durchsetzung der neuen Verfassung in Näfels einmarschierten. Er schrieb damals folgendes nach Hause:

*In Netstal war ich nicht, denn ich hatte keine Zeit, indem ich den ersten Tag genug zu laufen hatte, um einen Tschako zu suchen, allein vergebens, denn ich konnte unmöglich einen finden. Mit Mühe werde ich heute zu einer Police-Mütze gelangen.*¹³¹

Nicht gleichgültig konnte einem Glarner sein, was die übrige Schweiz zwischen 1830 und 1848 bewegte. Der alte unüberbrückbar gewordene Gegensatz zwischen der Stadt und der Landschaft führte in den Basler Wirren 1833 zur Kantonstrennung. Die bevölkerungsreichere Landschaft verlangte die Vertretung im Grossen Rat nach Kopfbzahl und die völlige Rechtsgleichheit mit der Stadt. Es kam zu bewaffneten Auszügen der Stadt und zur militärischen Intervention der Tagsatzung, an der Glarus mit einer Scharfschützen-Kompanie unter dem nämlichen Johann Heinrich Leuzinger aus Netstal beteiligt war, der 1847 wieder im Einsatz war.

Im Kanton Schwyz konnte die Abtrennung der äussern Bezirke, Höfe, und March vermieden werden, indem diesen 1833 die Gleichstellung mit dem Alten Land eingeräumt wurde. Da damals eidgenössische Truppen die Einigung bewirkt hatten, wird verständlich, dass sich 1847 die Bevölkerung der March damit nicht allzu schwer tat, auf der Verliererseite zu stehen.

In Zürich hatte die radikale Regierung 1839 den deutschen Theologen David Friedrich Strauss, den Verfasser einer aufgeklärten Jesus-Biografie, an die neugegründete Universität berufen. Er betrachtete Jesus lediglich als Verkünder einer neuen Sittenlehre und verwarf alles, was nicht rational erklärbar war. Diese Berufung brachte das Landvolk, unterstützt von weiteren konservativen Kreisen, gegen die Regierung auf. Nach bewaffneten Auseinandersetzungen in der Stadt ergaben Neuwahlen eine konservative Mehrheit und den Verzicht auf den umstrittenen Professor. Der Züriputsch zeigt, dass religiöse Empfindlichkeit auch in einem nichtkatholischen Kanton möglich war.

Im Tessin setzte es 1839 Blutvergiessen ab, als die Radikalen über die Konservativen siegten. Die Unruhen in Genf 1846 hatten direkten Einfluss auf den Sonderbundskrieg. Die Radikalen lösten mit einem «Conseil général» den Grossen Rat auf, setzten eine provisorische Regierung ein und bekamen für eine neue Verfassung die Zustimmung des Volkes. Die Gegner des Sonderbundes erhielten mit Genf in der Tagsatzung eine weitere Stimme. Die Auseinandersetzung im Wallis brachte 1840 dem Unterwallis endlich volle Gleichberechtigung mit dem Oberwallis.

¹³¹ Brief von Alexander Spelty an seine Frau Verena Spelty-Tschudi aus dem Jahre 1837 (Privatbesitz)

Theodor Mommsen schrieb 1866 nach dem Sieg Preussens bei Königgrätz seinem Bruder Tycho: *Es ist ein wunderbares Gefühl dabei zu sein, wenn die Weltgeschichte um die Ecke biegt.*¹³²

Dabei gewesen war Alexander Spelty, als zwar nicht die Weltgeschichte, aber immerhin Schweizergeschichte um die Ecke bog – wie immer es dazu kam und was immer daraus wurde.

War 1847 ein Ende, 1848 ein Anfang? Was ist seither schon «Geschichte» geworden, im Geschichtsbuch abgelegte Vergangenheit? Und was ist erst im Begriffe Geschichte zu werden, was ist noch geschichtliche Gegenwart? Ist die Schweiz ein Zukunftsmodell für Europa oder ein europäisches Relikt? Ist sie das eine wie das andere als der letzte Rest des «Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation»? Sicher scheint zu sein, dass die Schweiz 1847/48 die letzte Gelegenheit, selber Geschichte zu machen, genutzt hat – im Unterschied zu den sogenannten europäischen Mächten, die sie nicht nur damals verpassten, sondern seither bei jeder letzten Gelegenheit eigene Geschichte nicht mehr aus eigener Kraft zu einem guten Ende zu führen vermochten.

Der Sonderbundskrieg ist ein schmerzliches, aber nicht das dunkelste Kapitel der neueren Schweizergeschichte. Es gingen ihm verworrene Zeiten voraus – und für manchen Zeitgenossen blieben sie verworren. Noch einmal soll Johann Caspar Tschudi zu Worte kommen, diesmal in einem Brief vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck:

Diese Ereignisse (die politischen Ereignisse in unserem Weltteil seit zwei, drei Jahren) sind mannigfaltig und so unvorhersehend und unerwartend gewesen, dass wir die Beschreibung dessen den Geschichtsschreibern füglich überlassen wollen. (TST)

Geschichte und Geschichten

In der Geschichte des Alexander Spelty und der Verena Spelty née Tschudi ist der Sonderbundskrieg eine kurze Episode, weder Anfang, noch Ende. Ihre Geschichte begann vorher und ging darnach weiter – Alexander lebte noch 16 Jahre, Verena noch bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Am 14. Mai 1906 ist in den «Glarner Nachrichten» der Nachruf für die am Vortag verstorbene Verena Spelty-Tschudi erschienen, die ihren «treuen Alexander» um 42 Jahre überlebt hatte:

Netstal. Mit den körperlichen Beschwerden hohen Alters belastet, jedoch geistesfrisch, starb Frau Spelty-Tschudi, Schwertwirtin in Netstal, eine mit reichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattete Frau. Sie war gebürtig aus der Herren in Schwanden, eine Schwester von Herrn Oberst Joachim

¹³² Fest, J., Wege zur Geschichte. Zürich 1992, S. 63.

Tschudi sel., wo sie ihre jüngeren Lebensjahre verbrachte, bis sie nach Netstal übersiedelte und daselbst das Hotel «Schwert» übernahm. Die immer freundliche und immer wohlwollende Frau wird nicht so bald vergessen sein!

Drei Sätze für ein langes Leben, die nicht einmal ganz stimmen. Allein wie es zum Hotel «Schwert» kam, wäre gut für eine neue Geschichte.

Die alte Geschichte, die sich im Gaster und in der March und darum herum abspielte, erzählen die 13 Briefe¹³³, die keines weiteren Kommentars mehr bedürfen.

¹³³ Original sind die Briefe in Deutscher Kurrentschrift geschrieben, die leicht zu entziffern ist. Die wenigen Abweichungen von der heutigen Rechtschreibung sind stillschweigend angepasst worden. Um das Alter der Briefe ein wenig sichtbar zu machen, ist das «c» absichtlich stehen gelassen worden, das damals sowohl für «k» als auch für «z» verwendet wurde.



Alexander Spelty, 1815–1864 (Privatbesitz)



Verena Spelty-Tschudi, 1817–1906 (Privatbesitz)

Die Briefe

Brief 1:

6. November 1847

Glarus

Stempel: Glarus, 7. Nov. 1847

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herren in Schwanden

Mein liebes Vreneli!

Zu Deiner und Euer aller Beruhigung diene Dir, dass Freund Caspar laut criminalgerichtlichem Spruch von gestern zu Hause bleiben darf, also nicht gefänglich eingezogen wird. Alle Zeugen, bis einen (Hirschenwirt Luchsinger in Nidfurn) haben nur günstig von ihm gesprochen, so dass die bedauerenswürdige Geschichte noch nicht so übel ausfallen wird, da sich bereits ein Richter, dem man am wenigsten traute, geäussert haben soll, dass Caspar mit einer Geldstrafe abkomme. So ist mir im Vertrauen mitgeteilt worden, daher wünsche [ich], dass Heinrich nichts davon vernehme - - -

Ich war also gestern Abend bei ihm und ass mit ihm eine Suppe, wir sassen sehr traulich beieinander, da die ganze Familie durch obigen richterlichen Spruch sichtlich ein wenig aufgeheitert ist. Sie erwarten Dich und Marie heute Nachmittag.

Zur Stunde weiss ich noch nicht, in welche Companie man mich schleudert. Vielleicht gibt es Avancement.

Adieu, lebe wohl, meine Liebe, bete zu Gott, dass er Dich tröste, denn den Husten nicht eingerechnet bin ich frohen Mutes. Grüss mir alle herzlich und küsse mir die Kinder sowie ich Dich im Geist umarme.

Dein treuer Alexander bis in den Tod

Glarus, Raben, 6. Nov. 1847, um 6 morgens

Brief 2:

8. November 1847

Benken

Stempel: Kaltbrunnen, 8. Nov. 1847

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herren in Schwanden

Ct. Glarus

Meine Liebe!

Du wirst gestern Morgen meinen Brief durch die Morgenpost richtig erhalten, sowie auch wahrscheinlich nachträglich vernommen haben, dass gottlob unsere Companie mit unserem lieben Hauptmann wieder hergestellt

wurde. Dafür brachte auf meine Veranlassung die erstere dem letzteren ein dreifaches donnerndes Lebehoch!

Wir kamen also gestern um 3¹/₂ Uhr nach Benken, wo eine halbe Stunde vorher eine Landwehr Compagnie Thurgauer eingerückt waren, so dass wir nun 2 Compagnien hier liegen. Unsere Hauptwache liegt an der Giessenbrücke und eine Polizeiwache vor unserem Hotel Rössli (Gemeindeammann Fäh). Das Zimmer, welches ich mit meinem lieben Hauptmann teile, ist recht, das Bett könnte aber besser sein, ebenso das Essen. Wir sind unser 6 Offiziere in diesem Wirtshaus, nämlich wir vier und der Thurgauer Hauptmann Herr Bucher, aus dem Löwen in Arbon (Wirt und Tuchhändler, den vielleicht Schwager Heinrich kennt), ein charmanter Mann und guter Offizier, sowie ein Oberlieutenant Forster. Zwei andere Thurgauer Offiziere sind in der Sonne einquartiert, alles brave Leute. Die Quartiersbillets wurden beiden Compagnien gleichzeitig verteilt, und zwar wo Billet von 2, 4 oder 6 Mann etc. waren, gab jede Compagnie die Hälfte dazu, so dass Glarner und Thurgauer überall schön meliert sind, was eine gute Harmonie in die Leute gebracht hat. Man sieht nie nur Glarner und Thurgauer allein spazieren, sondern bei einem Glarner steht immer ein Thurgauer, kurz, es ist eine Freude und eine Herzlichkeit unter den Leuten, die man sehen muss, wenn man es begreifen will.

Heute Vormittag haben wir Rast, ausgenommen die Wache. Letzte Nacht hörte diese 12 Kanonenschüsse hintereinander gehen, was dies bedeutet, wissen wir nicht, sind indessen frohen Mutes, weil ausser unserem Landwehr Bataillon noch ein Thurgauer Bataillon nebst andern Truppen im Gaster liegt, so dass wir sicher sind.

Unser Auszügler Bataillon hat gestern Morgen Gaster verlassen und [ist] nach Stäfa und Meilen marschiert.

Die Schwyzer haben beim Schloss Grynau den Damm des Linth-Canals durchstossen, um das grosse Ried gegen Tuggen unter Wasser setzen zu können, damit man nicht hinüber könne. Der Präsident Zweifel von Maseltrangen, als Mitglied der Linthkommission, hat ihnen aber entbieten lassen, dass wenn sie dieses Vorhaben fortsetzen wollen, so werde er 2 Compagnien Scharfschützen an die Brücke stellen und alles niederschliessen lassen, was sich regen wollte.

Die Reichenburger haben auf ihrer Seite auch ein paar kleine Schanzen aufgeworfen, was nichts bedeuten will.

Wie lange wir hier bleiben, wissen wir nicht und daher kann [ich] keine Adresse angeben als die des Kriegskommissariats.

Voraus war die Compagnie Knobel und die Compagnie Wild hier cantoniert, man ist aber sehr unzufrieden mit ihnen, weil keine Disziplin und keine Ordnung unter der Mannschaft geherrscht habe. Hoffentlich wird man uns ein besseres Lob geben, denn der Hauptmann Schneely, sowie der Hauptmann Bucher wollen Ordnung haben.

Unter soviel Einquartierungen ist es natürlich, dass nicht alles gute Quartiere hat und deshalb rühmen die einen, während andere dann umso mehr schmähen. Auf beiden Seiten wird indessen die Sache übertrieben. Dessen ungeachtet haben die beiden Hauptleute vorhin beim Morgenappell den Soldaten angekündigt, dass sie das Recht haben, von den Quartierträgern folgende Nahrung zu verlangen: Morgens: Milch oder Kaffee oder Suppe mit Käs und Brot oder gebratene Kartoffeln. Mittag: Suppe, Fleisch und Gemüse oder Mehlspeisen. Am Abend: Suppe oder Milch mit Käs und Brot oder Erdäpfel statt Brot. Das sind noch Commandanten, die für ihre Leute sorgen. Er lebe hoch!

Wachtmeister Jakob Hefti ist mit einem Thurgauer Wachtmeister beim Caplan einlogiert und ist zufrieden. Soeben will der Bote fort. Ich scheide von Dir mit herzlichem Gruss und Kuss, küsse mir die Kinder und grüsse mir alle, die mir nachfragen.

Dein ewig treuer Alexander
um den Du keine Sorge haben musst.

Herr Conrad Blumer ist auch im Rössli im Quartier. Wir haben ihn als Fourierschütz angestellt und soeben schreibt er unter meiner Leitung tüchtig an meiner Seite. Dafür muss er weniger exercieren und weniger Wachdienst tun. Adieu.

Brief 3:

16. November 1847

Schänis

Frauen V. Spelty née Tschudi in der Herren

Schänis, den 16. Nov. 1847, um 9 Uhr

Mein Liebes, liebes Herzchen!

Vor zwei Stunden, als [ich] bei einer Flasche Wasser sass und mit meinem Hauptmann die Soldliste ausrechnen half, erhielt [ich] Dein liebes Briefchen von gestern und obwohl [ich] Dir nichts Neues und Interessantes zu melden habe, so benutze [ich] nichts destoweniger die gütige Vermittlung von Herrn Conrad Blumer, um Dir in Kürze zu sagen, dass [ich] mich recht wohl befinde und munter bin. Der Dienst strengt mich durchaus nicht an, obschon [ich] meine Pflicht ebenso gut oder besser als andere erfülle. Sei deshalb ganz unbesorgt um Dein Männchen, das weiss sich nötigenfalls schon zu pflegen.

Wie lange wir hier bleiben, weiss ich nicht. Unser Brigadier wünscht, das Glarner Landwehr Bataillon nach Rapperswil und Umgegend zu verlegen, dagegen die Thurgauer an die Glarnergrenze und unsere jetzigen Positionen zu versetzen. Unser Stab, der freilich dem Brigadier nichts zu befehlen hat,

wünscht jedoch keine so weite Dislocation, nun kann ich nicht sagen, ob Herr Oberst Keller seinen Wünschen entsprechen wird oder nicht. Von der Besetzung Freiburgs und andern militärischen Nachrichten erhaltet Ihr heute durch die Neue Zürcher Zeitung genügend Auskunft. Ebenso werdet Ihr den von Herrn Oberst [Melchior] Blumer und Herrn Ratsherr Kaspar Jenny [Ennenda] erstatteten Bericht des stattgehabten Scharmützens an der Zugergränze schon in Erfahrung gebracht haben. Es ist erstaunlich, wie auf unserer Seite immer so wenig Leute fallen, während die Sonderbündler stets bei jeden Anlass soviel Mannschaft verlieren. Man darf wohl sagen, dass der liebe Gott uns beschütze. Habe darum keine Furcht wegen unseres guten Joachim, er wird so gut wie andere siegreich und wohlbehalten nach Hause kehren.

Hoffen wir, dass Freund Caspar ebenfalls siegreich aus seiner schlimmen Affaire sich ziehen wird, was [ich] recht gerne sehr schnell vernehmen möchte. Der Pfaff macht ihm scheint's Hindernisse. Hätte [ich] ihn da, dieses ..., würde [ich] ihn auch noch durch ... Es ist dies nicht ein christliches, sondern ein pfäffisch-teuflisches Benehmen.

Betreff der Benkner Affaire hat unsere Companie in bestimmten Ausdrücken von Advokat Staub Widerruf des lügenhaften Artikels in der Glarner Zeitung verlangt.

Während [ich] Dir, meine Liebe, das schreibe, spielt die von der Schützencompanie Leuzinger in Bilten stationierte Blechmusik an einem andern Tisch unserer Wirtschaft schöne Tänze, dass es mir die Füße schier lüpft, folglich muss es nicht gefährlich sein, wenn man noch ans Tanzen denkt. – Ich würde wohl, wenn ich darauf anfragen würde, auch für eine Nacht Urlaub erhalten, aber [ich] mag nicht aus verschiedenen Gründen. Erstens würde es kaum der Mühe lohnen, um für etwa 2 Stunden zu Hause sein zu dürfen, obwohl [ich] Dich gerne wiedersehen, sprechen und küssen möchte. Zweitens verbietet man es den Soldaten scharf, nicht nach Hause zu gehen und deshalb schickt es sich mir nicht fortzugehen, da [ich] oft mit den Soldaten sprechen muss. Zürne mir deswegen nicht, wenn [ich] nicht vor Beendigung des Feldzuges heimkomme und sei desssen ungeachtet versichert, dass [ich] nichts destoweniger Dich liebe und noch mehr liebe, als die wo nach Hause laufen. Adieu, viele Grüsse und viele, viele Küsse an Eltern und Kindern, besonders an mein liebes Vreneli

Dein treuer Alexander

Soeben fährt Herr Oberst Trümphy vor und zeigt mir einen Brief von Caspar. Der Pfaff hat ihm endlich auf die Verwendung von Herrn Fridolin Jenny folgendes «Sittenzeugnis» ausgestellt:

«Auf Verlangen und der Wahrheit gemäss wird hiermit bezeugt, dass über das sittliche Verhalten von Herrn Caspar de Caspar Jenny niemals Klage

weder an das hiesige Pfarramt noch an den Stillstand gelangt sei und dass er sich durch seine Gutmütigkeit und Wohltätigkeit rühmlich ausgezeichnet und dadurch die Zuneigung vieler seiner Mitbürger und den Dank seiner Gemeinde in hohem Masse erworben hat.

Ennenda, 14. November 1847 Der Stillstand in Ennenda
und in dessen Namen
J. Marti, Pfr.»

Nochmals, lebe wohl!

Apropos: Morgen muss unsere Companie in Weesen einrücken. Juhu! Hier erhält man keinen Tropfen rechten Wein und es nimmt mich wunder, dass [ich] nicht schon lange versauert bin.

Falls Du, mein Schätzchen, mir etwas aufzugeben hast, so wird es Herr Blumer gerne übernehmen, da er doch wieder mit einem Fuhrwerk zurückkehrt. In diesem Fall ersuche [ich] Dich, es persönlich Herrn Blumer aufzugeben, der Dir dannzumal mündlich über mich Bericht erstatten kann. Du versprachst mir, Hemden und Strümpfe senden zu wollen. Es ist doch Zeit, dass [ich] schliesse, sonst werde [ich] ausgelacht. – Wenn es möglich ist, werde [ich] den müden Avignonesern heute noch schreiben, dass [ich] zu gleicher Zeit nicht kriegern und handeln kann. Sie wünschten vom Reglement über 2 Fass Krapp und 1 Fass Garancine.

Endlich küsse [ich] Dich nochmals recht herzlich und grüsse Dich herzlichst

Dein Alexander bis in den Tod

Brief 4:

18. November 1847

Schänis

(Militärsache)

Frauen V. Spelty née Tschudi in der Herren bei Glarus

Meine liebe Verene!

Schänis, den 18. November 1847

Ich schrieb Dir vorgestern durch die Gelegenheit Herr Conrad Blumer, der Dich scheint am Abend noch beim Adler getroffen hat. Du wolltest ihm ein Körbchen für mich aufgeben. Da er aber als guter Soldat auf Euern unsinnigen Lärm hin sogleich zur Companie zurückkehrte, so warst begreiflicherweise daran verhindert.

In jenem meinem Brief sagte [ich] Dir, dass unsere Compagnie nach Weesen verlegt würde, allein durch gestrigen Befehl unseres Brigadiers Herr Oberst Keller werden wir in das Hauptquartier unseres Brigadiers verlegt werden, ebenso unser Bataillons Stab. Nach der erhaltenen Ordre hätten wir schon heute Morgen abmarschieren sollen, ein Gegenbefehl aber, der uns gestern Abend spät zukam, lässt uns noch bis auf weitere Ordre in Schänis, was nur dem schlechten Wetter zuzuschreiben ist. Wird die Witterung besser, so wird der Marschbefehl wohl sogleich erscheinen. Ich will lieber in Uznach sein als in Weesen, weil man in der Nähe des Brigadiers, eines sehr leutseligen Thurgauers, immer mehr erfährt, was einen interessiert als irgendwo an einem andern Ort. Von dort aus werde [ich] dann also eher im Fall sein, Dir Neuigkeiten mitzuteilen, wenn es mir die Zeit erlaubt.

Sage an Nachbar Sagers, dass Wachtmeister Jakob Hefti sich wohlbefindet wie überhaupt alle Schwander. Wir haben bloss einen Hätzinger unter ärztlicher Behandlung.

An Bressy habe [ich] gestern geschrieben und ihnen gesagt, dass, wie [ich] ihnen schon gemeldet, [ich] mich im Krieg befindet und deshalb mich nicht mit Handelsgeschäften befassen könne, die jetzt überdies, wie begreiflich, tot darnieder liegen. Wird für das Reglement gefragt?

Weil [ich] wirklich nichts Neues zu melden weiss, Dir aber dennoch schreiben musste, da es mich zu Dir hinzog, schliesse [ich] für heute mit einer herzlichen Umarmung

Dein ewig treuer Alexander

N.B. Wenn [ich] schon keine Grüsse Dir mehr aufgebe, so versteht es sich doch von selbst, dass dieselben immerfort gelten.

Adieu, mein Herzchen
Küsse mir die Kinder.

P.S. Wenn [Du] einmal Gelegenheit hast, mir die verlangte Wäsche zu senden, so füge derselben unfehlbar ein Perspektiv bei, was im Felde notwendig ist. Nochmals einen herzhaften Kuss

von Deinem lieben Mann

Um Gottes Willen habe doch keine solche unsinnige Furcht mehr wie vorletzter Nacht, wo so viel Militär auf den Beinen ist. Ihr macht Euch vor aller Welt lächerlich. Unsere Compagnie war in 30 Minuten complet schon zwischen Unterbilten und Ussbühl, so dass sich Herr Oberst Elmer bei unserem schnellen Erscheinen kaum seinen eigenen Augen trauen durfte.

Adieu

Brief 5:

19. November 1847

Schänis

(Militärdienst)

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herren bei Glarus

Meine liebe Verene!

Mich auf mein Gestriges vollständig beziehend, mache [ich] Dir hiermit die militärische Lage bekannt, dass unsere Companie noch immer in Schänis liegt, aber wahrscheinlich gegen Morgen gegen die March rücken muss, denn alle im Gaster und Weesen, Niederurnen und Bilten liegenden eidgenössischen Truppen werden diesen Befehl erhalten. Dessen ungeachtet sei unbesorgt wegen meiner Person, der liebe Gott, der alle Schweizer bis jetzt behütet, wird auch uns behüten. Es gilt für das Vaterland und deshalb verhalte und betrage Dich als ein Weib eines Eidgenossen. In dieser bestimmten Erwartung grüsse [ich] Dich herzlichst und umarme Dich in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens mit innigster Liebe

Dein ewig treuer
Alexander

P.S. Sollte ich nur im mindesten vermuten, dass Du Gespenster sähest, würde [ich] Dir beim Eid nicht geschrieben haben, denn die ganze Affaire ist ganz unschuldiger Natur, wie [ich] aus bestimmter Quelle weiss.

Schänis, den 19. Nov. 1847 um 7 Uhr abends

Adieu mein Herzchen, ein
Mehreres mündlich, denn

das ganze ist eine militärische Promenade.

Brief 6:

22. November 1847

Weesen

(Militärdienst)

Frauen Verene Spelty née Tschudi in der Herren bei Glarus

Meine Liebe!

Mich auf mein Vorgestriges beziehend, mache [ich] Dir hiermit in Eile die Anzeige, dass Zug sich unbedingt unterworfen und dass die andern kleinen Kantone nebst Luzern ebenfalls den Frieden wünschen. Diese Unterhandlung hat also den letzten Waffenstillstand hervorgerufen. Es ist dies noch

kein Militärbericht, sondern Herr Oberst Gmür hat es heute Morgen seiner Frau geschrieben, man darf mithin darauf gehen. Infolgedessen wird morgen bestimmt in die March eingerückt, wenn nicht wider Erwarten Contreordre kommt.

Heute Morgen um 9 Uhr wurden [wir] von Schänis nach Weesen dislociert.

Der Hauptmann, Herr Conrad Blumer und ich logieren im Schwert.

Habt Ihr wieder neue Nachricht von Joachim? Teilt sie mir doch mit.

Es rücken Thurgauer Truppen ein, die ich als Tagesoffizier militärisch erfassen muss, daher muss [ich] schliessen.

Adieu, mein Herzchen, es küsst
Dein, Dein Alexander

Weesen, den 22. Nov. 1847 um 2 Uhr

Dieses Bataillon Thurgauer geht nach dem Tessin, ebenso das gestrige Bataillon St. Galler macht den gleichen Marsch.

Adieu, Adieu!

Brief 7 a):

24. November 1847

Schübelbach

Stempel: Glarus, 26. Nov. 1847

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herren bei Glarus

Meine liebe, liebe Verene.

Schübelbach, den 24. Nov. 1847

Als Wachtoffizier kehre [ich] soeben (1¼ Uhr morgens) von einer dreistündigen Patrouille nach Siebnen mit 5 Mann zurück. Dieser Marsch, im Hinweg durch die verflucht schlechte Strasse bis zum Knöchel im Dreck und Kot und im Rückweg durch die Güter, nicht sowohl um die erstern Übelstände auszuweichen, als vielmehr zu untersuchen, ob auch alles stille und keine Gefahr uns wegen einem allfälligen Überfall von feindlichen Truppen drohe, hat mich in Verbindung mit dem Herumschlendern unter Tag ziemlich ermüdet. – Es würde deshalb nicht viel Mühe kosten einzuschlafen, zumal [ich] letzte Nacht schlecht geschlafen, da mich Flöhe und die Laubsackmatratze gepeinigt und weil schon um 3 Uhr infolge eines Missverständnisses Generalmarsch geschlagen wurde. Um also zu vermeiden, dass [ich] nicht einnicke, will ich, solange es mir die Zeit erlaubt, da laut eingelaufenem Bericht von einem Posten ein Wagen anrückt, der von mir tüchtig besehen und untersucht werden muss, mich mit Dir, meinem lieben gul-

digen Herrgotten Erdenmunk unterhalten. – Vorerst will ich Dir mein Vorgestriges, ebenfalls von hier, bestens bestätigen. – Der Aufenthalt ist nicht angenehm, denn man sieht meistens nur traurige Gesichter, was sogar die schönsten Mädchen entstellt. Ja, selbst die Hunde fliehen uns, als wenn sie auch mit Gewalt zum Sonderbund gehören wollten. – Der Mannschaft ist indessen befohlen, sich artig gegen alle diese verblendeten Leute zu verfahren. Man darf wohl sagen, dass die Leute verblendet worden seien, denn man kann doch nichts Impertinenteres denken als die niederträchtigen Verleumdungen der Schwyzer Geistlichen und Führer gegen das Glarnervolk, worüber unter anderem gesagt wurde, dass unser Militär den Eid haben schwören müssen, selbst das Kind im Mutterleib nicht zu schonen. Ist dies nicht für redliche Herzen empörend?

Heute Vormittag, namentlich, Nachmittag aber auch, hörte man lange Zeit unausgesetzt Kanonendonner in der Richtung gegen Lachen. Wir glaubten anfänglich, es komme von der Schindellegi, jedoch sagte man mir in Siebnen, dass man dorten nicht geschossen, sondern dass das Lachner Militär (eidgenössische Scharfschützen) vermuteten, der Donner möchte von Luzern oder Schwyz herkommen. Es wird sich bald aufklären, was an der Sache ist.

Endlich sind soeben unsere Koffer angelangt. Ich bin froh, denn ich hatte gar nichts mehr zu rauchen, auch bin [ich] wieder froh, ein Paar saubere Strümpfe und Stiefel anlegen zu können.

Jetzt hätte ich Gelegenheit Schnitz (Stückli) essen zu lernen, wenn ich wollte, denn unser Quartierträger Herr Friedensrichter und Wirt Diethelm wartet nur zweimal damit auf. Mir aber muss man Erdäpfel bringen. – Der beste und reinste Tisch, den [ich] seit unserem Abmarsch von Glarus gehabt, wurde in Schänis. – Die Hauptsache ist, dass ich wohl, munter und lustig bin. – Unser Wirt ist erst heute zurückgekehrt und es fehlen noch viele Landstürmer, die nach und nach einrücken.

Unglücklicherweise sind Landstreicher und Glarnerische Landstürmer mit uns gezogen, die viel geplündert und auch umhergeschändet haben, was jetzt alles auf Lasten der Soldaten geschrieben wird. Ich war heute selbst in einem Hause, wo eine silberne Uhr, 2 Paar goldene Ohrenringe, ein grüner Frack, 6 Käse gestohlen wurden. Letztere sollen sie wie Räder über die Raine hinunter getrölt haben. Milch und Most wurde ausgeleert.

Brief 7 b):

den 25. abends 8 Uhr

Ich glaube, diesen Brief noch auf der Nacht erledigen zu können, allein bei Tagesanbruch kamen so viele Leute mit allerhand Waffen, die sie bei uns ablegen müssen, dass ich nicht einmal meinem Morgenimbiss nehmen

konnte, weil [ich] mit der Controllierung dieser Mordinstrumente beauftragt war. – Luzern hat endlich durch Waffengewalt gezwungen abgegeben.

Herr Ratschreiber Bauhofer ist soeben hier und bringt diese Nachricht und sagt, dass auch Schwyz überwunden sei.

Die Vettern Melchior und Niklaus Dürst liegen nun auch hier mit ihrer Companie. –

Ich trinke Most, aber er ist in meinem Quartier so gut wie Marktgräfler, so dass niemand mehr Wein trinken will.

Heute Morgen habe [ich] auch 2 Kanonen von Schübelbach in Empfang genommen. Ich habe nicht mehr Zeit, Herr Bauhofer will verreisen, daher schreibe [ich] an Fridolin Jenny wegen Freund Caspar, dass ich mich wohl befinde und von ihm Nachrichten durch die Vermittlung von Herrn Oberst Trümphy erwarte.

Herr Conrad Blumer ist als Secretair auf dem Quartiersbureau unseres Brigadiers Herr Oberst Keller in Lachen seit heute angestellt. – Ich bedaure seinen Verlust, da [ich] es nun strenger bekomme.

Sollte [ich] noch für längere Zeit im Feld bleiben müssen, so müsste [ich] Dich ersuchen, mir allerhand frische Wäsche nächsten Sonntag zu überbringen.

Ich hatte auch einen Antrag, auf das Hauptquartier unseres Bataillons Commandanten als Secretair. Allein [ich] schlug es seinerzeit rund aus, wie ich auch schon früher einen Befehl, mich zu einer Companie der zweiten Landwehr zu verfügen, ebenfalls nicht befolgte, sondern kurz und gut erklärte, dass [ich] mich von meiner Companie und meinem Hauptmann nicht trennen lasse.

Die Nachricht von der Übergabe und Niederlage Luzerns macht, wie ich bemerke, nicht nur auf die Soldaten, sondern auch auf unsere andere Umgebung (in grosser Anzahl der Märgler) einen sehr günstigen Eindruck. Die Soldaten werden besser und freundlicher behandelt.

Ich muss endigen, denn Herr Bauhofer pressiert. Adieu, Adieu, mein goldenes Schätzchen. Juhu, es gibt Frieden, es gibt wieder eine einige Eidgenossenschaft, sie lebe hoch! Hoch! Hoch!

Nicht dass ich einen Scharmützel befürchtet hätte, ich habe bewiesen, dass [ich] mehr Mut und Kaltblütigkeit besitze als die grossen Mäuler.

Ich küsse und herze Dich, dass Du laut aufschreien musst. Lebe wohl, meine Liebe, auf fröhliches Wiedersehen.

Dein stets treuer Alexander

Viele Grüsse an alle und viele Küsse meinen lieben Kindern.

Brief 8:

26. November 1847

Schübelbach

(Militärdienst)

Frauen Verene Spelty née in der Herren bei Glarus

Meine Liebe!

Hoffentlich wirst Du mein bestätigend Gestriges erhalten haben, welches gestern Abend [ich] Gelegenheit hatte, es bis Glarus Herrn Ratschreiber Bauhofer aufzugeben.

Heute komme [ich] Dir nun anzuzeigen, dass [wir] laut erhaltenem Befehl morgen Vormittag nach Reichenburg marschieren werden. Obwohl wir umso näher unserem lieben Ländchen rücken, so freut mich diese Dislocation wenig, weil [ich] vermute, dass punkto Comfort Reichenburg an Schübelbach noch nachsteht. Da werden die Betten noch mehr bettläubeln und chrosen, wenn man hineinliegt.

So geht es im Feld, wenn man bloss in einem Ort eingerichtet ist, so muss man gleich fort, ehe man nur recht eingehäuselt ist und die Leute kennen gelernt hat.

Heute haben [wir] von 2 Pretrayons den Sold ausgeteilt, man sieht dies schon den Wirtshäusern an, dass sowas vorgefallen.

Der Vetter Josua Schiesser ist auch in der Companie Zweifel hier stationiert. Gestern und letzte Nacht bis heute Mittag war er auch als gemeiner Soldat auf der Wacht. – Heute hat er in gleicher Eigenschaft die Vettern Melchior und Heinrich Dürst getroffen. –

Habt Ihr immer noch keine Nachricht von Joachim. Wenn das Gerücht wahr ist, soll sein Bataillon sich beim letzten Scharmützel tapfer gezeigt, jedoch nur wenige Gefallene Gottlob haben. –

Von Caspar habe [ich] immer noch keine Nachricht, was mich fest verdriesst. Hätte [ich] nur wenige Zeilen von ihm empfangen, so würde [ich] mich zusammengenommen und trotz aller Beschäftigung wieder einmal geschrieben haben. – Wenn er doch Sonntag und Werktag so lange auf dem Comptoir bleibt, so würde er gewiss einen Augenblick Zeit gefunden haben, mir, seinem vertrauten Freunde, einige Zeilen oder auch mehr zu schreiben.

Seit gestern Abend, wo ein Wortstreit zwischen meinem lieben Hauptmann und dem besoffenen Aide-Mayor vorgefallen ist, ist mir das Militär gewaltig verleidet und ich bin deshalb froh, dass unsere Companie allein nach Reichenburg verlegt wird.

Bis dahin lebte unsere Companie so unschuldig und infolge traulichen Verhältnissen, dass man schwerlich dies bei einem andern Corps finden wird. Seither ist alles zerstört, doch man hält jetzt noch mehr zusammen, aber die Offiziere und zum Teil auch die Mannschaft der beiden hier liegen-

den Companien sieht sich scheel an, woran der gedachte Monsieur aus schwägerlicher Fürsorge allein Schuld ist, obschon er sich der Unparteilichkeit rühmt. –

Wie schon gesagt, sind alle Wirtshäuser heute Nachmittag voll. Ich schreibe an einem runden Tisch, umringt von einer Schar Stabs- und andern Offizieren und Doctoren. An den andern Wirtstischen wird tüchtig gelärmt, wobei sich namentlich Wachtmeister Jacob Hefti wie gewohnt auszeichnet. Dies ist wenigstens ein gutes Zeichen, dass er wohl und munter ist, was [Du] seiner Familie zu ihrer Beruhigung anzeigen kannst.

Neuigkeiten von den übrigen eidgenössischen Armeen weiss [ich] nicht zu melden, denn wir sind hier, Reichenburg und Siebnen, wie sich erst vorhin Doctor Jenny auch ziemlich laut ausgesprochen hat, wie auf einer Alp, wo man vom Treiben und Getümmel der Welt nichts vernimmt. Wenn wieder einmal die Postverbindung hierdurch hergestellt ist, wird es in dieser Hinsicht auch besser werden, was nächstens stattfinden soll.

Wenn [ich] in Erfahrung bringe, dass es notwendig sein sollte, sich für Thomas Laager noch mehr zu seinen Gunsten zu verwenden, so werde [ich] mich schon, soviel es an mir liegt, direct an Herr Pfarrer Trümpy wenden. Die ganze Companie sagt aber, es sei weder für die Familie, noch für jemand anders Schaden, wenn man den verruchten Kerl schon erschiess und es werde niemand zürnen. Damit will [ich] nicht sagen, dass es je soweit kommen werde. –

Ich schliesse wieder für heute, habe [ich] doch, so viel es in kurzer Zeit und schriftlich geschehen kann, mein Herz, meinem lieben treuen Weibchen, entladen und es ist mir deshalb wieder wohler. Es küsst Dich Dein aufrechtiges Männchen

Alexander

Schübelbach, den 26. November 1847, abends 5 Uhr

Brief 9:

29. November 1847

Reichenburg

(Militärdienst)

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herrn bei Glarus

Mein Schatz, mein Schatz!

Ich schrieb Dir den 25. durch Vermittlung Herrn Ratschreiber Bauhofer, ich schrieb Dir wieder den 27., in beiden Schreiben Dich freundschaftlich einladend, mich einmal in Reichenburg zu besuchen. Leider wurde mir diese Freude nicht zuteil. – Wüsste ich nicht, dass Du gewiss mit dem grössten Vergnügen mir diese Freude bereiten würdest, so müsste [ich] fast auf Dich grollen, nun muss ich einsehen, dass Dir beide Briefe verspätet zugekommen

oder dass andere unvorhergesehene Hindernisse eingetreten und deshalb warte [ich] mit Ungeduld auf Deine nächsten Berichte, in der Hoffnung und Erwartung, Du werdest mir nur Gutes melden können.

Kaum sind wir hier ziemlich angenehm einquartiert gewesen, so mussten [wir] schon wieder morgens um 2 Uhr mit der Companie ins Hauptquartier nach Siebnen abmarschieren, was [ich] Dir hiermit in Eile anzeige und Dich herzlich grüsse unter innigster Umarmung.

Dein stets treuer
Alexander

Reichenburg, den 29. Nov. 1847

Brief 10 a):

29. November 1847

Reichenburg

Stempel: Lachen, 2. Dec. 47

Frauen Verene Spelty née Tschudy in der Herrn bei Glarus

Um 10 Uhr sind wir hier lustig und munter angelangt. Der Tausch scheint mir nicht übel, denn wir haben doch schönes junges Volk in unserem Quartier beim Rössli erobert, was schon viel wert ist.

Der Herr Major Blumer ist nun wieder bei uns und wir sind schon wieder eingebürgert.

Das Mittagessen wird aufgetragen, ich muss daher endlich wieder von meinem Herzens Vreneli Abschied nehmen.

So lebe wohl, bis [ich] Dich wieder sehe, was hoffentlich bei schönem Wetter morgen stattfinden kann, wenn Dich eine Spazierfahrt auszuführen freut. Bringe mir allerhand Wäsche und komme früh, damit wir miteinander spazieren können.

Adieu, mein Schätzchen. -
Es küsst Dich Dein treuer Alexander

Reichenburg, den 29. Nov. 1847, mittags 2 Uhr

Brief 10 b):

30. November 1847

Siebnen

(Stempel und Adresse wie Brief 10 a)

Meine liebe Verene!

Endlich wurde [ich] gestern bald nach unserer Ankunft wieder mit Deinem Briefe vom 28. erfreut. Ich danke Dir herzlich dafür und bestätige Dir dagegen meine beiden Schreiben aus Reichenburg von vorgestern und gestern.

Auf Deine Anfrage, ob wir bald nach Hause marschieren können, übersende [ich] Dir hiermit als Antwort den vorgestrigen Divisions-Befehl und füge noch bei, dass wir diesen Morgen vom Brigade Commandanten die Ordre erhalten haben, bis 12 Uhr marschfertig zu sein, so dass [wir] ohne Zweifel noch heute der lieben Heimat zu marschieren. Ob es unsere Compagnie auf Bilten, Niederurnen oder weiter hinauf trifft, kann [ich] Dir zur Stunde noch nicht sagen.

Nach allem Anschein aber werden wir nicht gleich entlassen, wenn [wir] schon wieder in unserem Canton eingerückt sind.

Ich glaube, in einem der drei Reichenburger Briefe gesagt zu haben, dass [ich] Deinen lieben Uznacher Brief letzten Samstag endlich erhalten [habe]. Obwohl um 10 Tage verspätet, machte er mir doch sehr viel Freude. Es ist gleichsam wie eine persönliche Unterhaltung, wenn man solche liebe Briefe liest, und darum schreibe [ich] Dir fleissig, um auch wieder von Dir Nachrichten zu erhalten.

Gestern war [ich] mit unserem Hauptmann in Lachen bei unserem Brigadier Herr Oberst Keller und letzte Nacht war [ich] Wachtkommandant. Trotz Regenwetter patrouillierte [ich] bis Galgenen, wo [wir] das Vergnügen hatten, die Wache der Scharfschützen Compagnie Leuzinger zu überraschen. Es hätte mich noch mehr gefreut, wenn [ich] diesen Possen an Dd. Warth und Fritz Tschudi hätte spielen können. Oberlieutenant Fritz Trümphy war auf der Wacht und schimpfte gewaltig über seine Schildwachen, dass sie sich so überfallen lassen.

Solche weiten Patrouillen (ich kam um 2 Uhr morgens zurück) mache [ich] immer aus freiem Willen und noch kein anderer Offizier aus dem ganzen Bataillon patrouillierte wie ich. Entweder sind sie zu träge und bequem oder haben vielleicht Furcht.

Hil. Jenny ist in Untersiebenen stationiert. Gestern kam Conrad Blumer wieder zu unserer Compagnie, was uns alle freut. Er begleitete mich gestern Abend ebenfalls auf der Patrouille. Wir sind gestern Abend 24 Offiziere an der Tafel gesessen. – Es tut mir leid, dass Du mit Marie als Beischläferin nicht am besten zufrieden bist. Warte nur, Du böse, wenn ich wieder zu Hause bin, will ich Dich schon zufrieden stellen, inzwischen aber grüsse und küsse [ich] Dich mit innigster Liebe und ewiger Treue

Dein Alexander

Siebenen, den 30. Nov. 1847

Brief 11:

8. Dezember 1847

Glarus

Stempel: Glarus, 8. Dec. 1847

Frauen Verene Spelty née Tschudi in der Herren bei Schwanden

Meine Liebe!

Hiermit benachrichtige [ich] Dich, dass Herr Richter Dürst nicht avisiert wurde, weil man ihn auch als Verwandten ansah. Für ihn wird nun Herr Apotheker Marty sitzen, den [ich] in 1/2 Stunde sprechen kann.

Heute sah [ich] Herrn Eberhard, ehemaligem Reisenden von Kaufmann & Co. Dieser sagte mir, dass Freund Forster als Adjudant von Divisions-Oberst Ochsenbein im Feld stand und trotz allem Kugelregen und vielen Metzeleien im Entlebuch mit heiler Haut davon kam. Von seinem früheren Principal, Freund Kaufmann, berichtete er auch, dass derselbe in der ersten Reserve dienend ebenfalls glücklich den Feldzug bestand. Meine andern Freunde kannte er nicht und konnte mir somit über selbe keine Auskunft geben.

Was der morgige Tag bringt, hoffe [ich] Dir morgen Abend selbst berichten zu können, wenn es nur gut abläuft. In welcher Erwartung Dich herzlichst grüsst und küsst

Dein Alexander

Raben, den 8. Dec. 1847 um 4 Uhr

Wir müssen in Gottes Namen unsern Hochzeitstag getrennt von einander verleben. Wir wollen es aber schon wieder nachholen, wenn unsere Wünsche und Hoffnungen sich realisieren.

Mein Schatz, Dein, Dein Schatz

Anhang:

Von Alexander Spelty im Auftrag von Hauptmann Schneeli geschriebener Brief

29. November 1847

Reichenburg

(par Escorte um 9 Uhr morgens)

An tit. Herrn Criminalgerichts Präsident Herrn Doctor Trümpy in
Glarus

Hochgeehrter Herr!

Laut erhaltener Ordre von meinem Bataillonscommandanten Herrn Oberstlieut. Trümpy soll ich heute auf militärischem Wege den wegen einem Subordinations Fehler in Dorten inhaftierten

Thomas Laager Peters von Schwanden bei Ihnen reclamieren.

Zu diesem Behufe sende [ich] Ihnen von meiner Companie

einen Corporal

& zwei Soldaten

mit der Bitte diesen Leuten gedachten Laager zur Escordierung an mich zu übergeben.

Indes benutze [ich] gerne diesen Anlass Sie meiner Hochachtung & Ergebenheit zu versichern.

Der Commandant der 4. Centrum-
Landwehr Companie

(sig.) Schneeli Hptm.

wegen Geisteskrankheit

nach Schwanden geleitet

Dr. T.

(Landesarchiv des Kantons Glarus / Akten des Kriminalgerichtes 1847)

Quellen:

- Landesarchiv Glarus (LaGl);
- Protokoll der Militair-Commission (PMK) vom 13. July 1847 bis 23. Februar 1849,
- Ergebnis der Wählbarkeitsprüfung von Stabsoffizieren durch den eidgenössischen Kriegsrat 1847.
- Akten des Kriminalgerichtes, 1847.
- Müller J. J., Genealogiewerk des Kantons Glarus

Zentralbibliothek Zürich (ZBZ); Familienarchiv Ziegler, (Ms. T. 144)
Archiv der Tschudi-Stiftung in Schwanden (TST)
Staatsarchiv des Kantons Thurgau; Offiziersetat, Stammbäume Hanhart

«Glarner Zeitung» (GLZ) von 1847 (Statt der zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitung kam vom 7. Nov. bis 2. Dez. 1847 täglich ein «Bulletin» heraus.)

Literatur:

- Bartel, O., und Jenny, A., Glarner Geschichte in Daten. 3 Bände. Glarus 1926/1937
Bodmer, W., Das Glarnerische Wirtschaftswunder. In: JHVG, Heft 55. Glarus 1952
Bonjour, E., Das Schicksal des Sonderbundes. Aarau 1947
Brunner, F., 100 Jahre Kunstverein Glarus 1870–1970. Glarus 1970
Bucher, E., Die Geschichte des Sonderbundskrieges. Zürich 1966
Burckhardt, C. J., Metternichs Maximen. In: «Betrachtungen und Berichte». Zürich 1964
Burckhardt, J., Weltgeschichtliche Betrachtungen. Köln 1954
Dürrenmatt, P., Schweizer Geschichte. Zürich 1963
Fest, J., Wege zur Geschichte. Zürich 1992
Gagliardi, E., Geschichte der Schweiz. Bd. 2. Zürich 1937
Head-König, A., Eheversprechen, Illegitimität und Eheschliessung im Glarnerland vom 17. bis 19. Jahrhundert: obrigkeitliche Verordnungen und ländliches Brauchtum. JHVG, Heft 76. Glarus 1996
Heer, A., und Binder, G., Der Sonderbund. Zürich 1913
Keller, G., Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Zürich 1992
Kindlimann, H., 150 Jahre Textildruckerei Blumer in Schwanden. Schwanden 1978
Mann, G., Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. Main 1958
Muralto von, L., Zürich im Schweizerbund. 600 Jahre Geschichte Zürichs im Bund der Eidgenossen. Zürich 1951
Peter-Kubli, S., Die Welt ist hier weit. JHVG, Heft 75. Glarus 1995
Rauber, U., Schweizer Industrie in Russland. Ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexports und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). Zürich 1985
Schönenberger, K., Die Sonderbundsunruhen im Kanton St. Gallen, 1948
Segesser, Ph. A., Briefwechsel (1817–1888). Bd. 4. Freiburg i. Ue. 1995
Specker, A., Abriss der Welt- und Schweizergeschichte. 2. Teil. Glarus 1942
Streiff, J., Das Bataillon Schindler Nr. 73 von Glarus und die Brigade Ritter Nr. 3, Reminiscenzen aus dem Sonderbundskrieg. Glarus 1848
Stucki, L., Das heimliche Imperium. Zürich 1968
Szondi, P., Hölderlin Studien. Frankfurt a. Main 1970
Thürer, H. und P., Geschichte der Gemeinde Netstal. Netstal 1963
Thürer, P., Geschichte der Gemeinde Netstal. Glarus 1922
Tschudi, P., Hundert Jahre Türkischrotfärberei 1829–1928. Schwanden 1931
Ulrich, J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz, in seiner Veranlassung, Wirklichkeit und seinen Folgen. Einsiedeln 1850
Widmer, S., Das ist die Freiheit! Das ist Barbarei! Sonderbundskrieg und Bundesreform von 1848 im Urteil Frankreichs, Bern 1948
Winteler, J., Geschichte des Landes Glarus, Band 2. Glarus 1954
Winteler, J., Glarus und der Sonderbund. Glarus 1948

Zeitungen:

NZZ
Weltwoche

VARIA

